



DER ZWEITE WELTKRIEG TIME-LIFE BÜCHER ■ AMSTERDAM

VON MARTIN BLUMENSON

UND DER REDAKTION DER TIME-LIFE BÜCHER

DER ZWEITE WELTKRIEG

Redaktionsstab des Bandes *Die Befreiung*: Chefredakteur: William K. Goolrick *Bildredakteur/Designer*: Raymond Ripper *Textredakteure*: Gerald Simons, Henry Woodhead *Vertragsautoren*: Dalton Delan, Malachy J. Duffy, Brian McGinn, Tyler Mathisen, Teresa M.C.R. Pruden *Chefdokumentar*: Frances G. Youssef *Dokumentare*: Michael Blumenthal, Loretta Y. Britten, Josephine Burke, Christina Bowie Dove, Jane Edwin, Frances R. Glennon, Chadwick Gregson, Clara Nicolai *Assistentin des Designers*: Mary Louise Mooney *Redaktionsassistentin*: Connie Strawbridge

Korrespondenten: Elisabeth Kraemer (Bonn); Margot Hapgood, Dorothy Bacon (London); Susan Jonas, Lucy T. Voulgaris (New York); Maria Vincenza Aloisi, Josephine du Brusle (Paris); Ann Natanson (Rom). Wertvolle Unterstützung leisteten ebenfalls: Janny Hovinga (Hilversum); Judy Aspinall (London); Carolyn T. Chubet, Miriam Hsia (New York); John Scott (Ottawa, Ontario); M.T. Hirschhoff (Paris).

Leitung der deutschen Redaktion: Hans-Heinrich Wellmann *Textredaktion*: Elke Martin, Elvira Schneider, MarianneTöle

Aus dem Englischen übertragen von Heidemarie Buchmann und Almut-Beate Herfurth

EINBAND: Französische Polizisten haben Mühe, die jubelnden Pariser zurückzuhalten. Sie drängten sich auf den Strassen, auf flaggengeschmückten Balkonen und sassen sogar auf den Dächern, als de Gaulle am 26. August 1944 vier Jahre deutscher Besatzung offiziell mit einer Siegesparade auf den Champs-Élysées beendete.

Der Autor: MARTIN BLUMENSON, der in Bucknell und Harvard studierte, war als Offizier des Historischen Dienstes der US-Armee auf europäischen Kriegsschauplätzen eingesetzt. Später leitete er die 3. Abteilung des Historischen Dienstes der US-Armee in Korea und war offizieller Historiker der Joint Task Force 7 bei den Atombombenversuchen im Pazifik. Er war Gastprofessor an der Acadia University, The Citadel und den US-Militärakademien sowie an der US-Marineakademie. Er ist unter anderem Verfasser der Bücher *Breakout and Pursuit*; *Anzio: The Gamble That Failed*; *Kasserine Pass*; *Salerno to Cassino*, *The Patton Papers, 1885-1940 und 1940-1945*; und *The Vilde Affair: Beginnings of the French Resistance*.

Vorwort: RONALD LEWIN, geboren im Jahre 1914 in Halifax, studierte an der Universität Oxford. Er trat 1939 in den Militärdienst und nahm an den Kampfhandlungen in Nordafrika und Nordwesteuropa teil, wo er verwundet und mit einer lobenden Anerkennung ausgezeichnet wurde. Als bekannter Militärhistoriker verfasste er viele Bücher, darunter *Freedom's Battle*, *The Life and Death of the Afrika Korps* und *Ultra Goes to War*. Er schrieb ausserdem Werke über Churchill, Montgomery und Rommel und eine Biographie von Field Marshal Lord Slim.

Die beratenden Mitarbeiter: COL. JOHN R. ELTING, USA (Ret.), ist Militärhistoriker und Verfasser von *The Battle of Bunker's Hill*, *The Battles of Saratoga* und *Military History and Atlas of the Napoleonic Wars*. Er ist Herausgeber von *Military Uniforms in America: The Era of the American Revolution, 1775-1795 und Military Uniforms in America: Years of Growth, 1796-1851* und Mitherausgeber von *The West Point Atlas of American Wars*.

CHARLES B. MACDONALD ist stellvertretender Chefhistoriker für Südostasien im Amt für Militärgeschichte der US-Armee. Im Zweiten Weltkrieg diente er als Chef einer Schützenkompanie der 2. Infanteriedivision und wurde mit dem «Silver Star» und dem «Purple Heart» ausgezeichnet. Er hat unter anderem folgende Bücher verfasst: *The Siegfried Line Campaign*, *The Last Offensive*, *Company Commander*, *The Battle of the Huertgen Forest*, *Airborne* (die Geschichte der Luftlandoperationen im Zweiten Weltkrieg) und *The Mighty Endeavor: American Armed Forces in the European Theater in World War II*.

KLAUS-JÜRGEN MÜLLER ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Hochschule der Bundeswehr und der Universität Hamburg. Neben anderen Veröffentlichungen zur militärischen und politischen Geschichte der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs hat er die Bücher *Das Heer und Hitler* und *Das Ende der Entente Cordiale 1940* geschrieben.

Authorized German language edition © 1981 Time-Life Books B. V.
Original U.S. edition © 1978 Time-Life Books Inc.
All rights reserved.
First German Printing.

No part of this book may be reproduced in any form or by any electronic or mechanical means, including information storage and retrieval devices or systems, without prior written permission from the publisher, except that brief passages may be quoted for review.

TIME-LIFE is a trademark of Time Incorporated U.S.A.

Ingelesen mit ABBY Fine Reader 16

BÜCHER ®

DIE GESCHICHTE DER LUFTFAHRT
DIE SEEFÄHRER
DER ZWEITE WELTKRIEG
DIE KUNST DES KOCHENS
DER WILDE WESTEN
HANDBUCH DER GARTENKUNDE
MENSCHLICHES VERHALTEN
DIE GROSSEN STÄDTE
DIE HOHE SCHULE DER HANDARBEIT
DIE WILDNISSE DER WELT
DIE FRÜHZEIT DES MENSCHEN
DIE PHOTOGRAPHIE
DIE WELT DER KUNST
INTERNATIONALE SPEISEKARTE
ZEITALTER DER MENSCHHEIT
WUNDER DER WISSENSCHAFT
WUNDER DER NATUR
JUGENDBÜCHER
DAS GROSSE BUCH DES YACHTSPORTS
DAS GROSSE BUCH DER PHOTOGRAPHIE
LIFE IM KRIEG
LIFE IM KINO
DIE BESTEN PHOTOS AUS LIFE

Bereits erschienene Bände dieser Serie:

Der Weg zum Krieg
Der Blitzkrieg
Die Luftschlacht um England
Die aufgehende Sonne
Die Schlacht im Atlantik
Der Angriff auf Russland
Der Krieg in der Wüste
China-Burma-Indien
Die Gegenoffensive im Pazifik
Der Feldzug in Italien
Der Partisanenkrieg
Die Invasion der Alliierten

KAPITEL

- 1: Heckenkrieg in der Normandie 16**
- 2: Der Durchbruch 46**
- 3: Der Rückzug der Deutschen 76**
- 4: Die Invasion in Südfrankreich 100**
- 5: Die Rettung von Paris 128**
- 6: Das Debakel in den Niederlanden 170**

BILDTEIL

- Paris unter dem Hakenkreuz 6**
- Cherbourg – ein Trümmerfeld 32**
- Menschen zwischen den Fronten 60**
- Ein amerikanischer Blitzkrieg 86**
- Die Pariser meistern den Krieg 116**
- Eine Stadt im Aufstand 142**
- Die Zeit der Erlösung 154**
- Die umkämpfte Brücke 186**

- Bibliographie 204
- Danksagungen 205
- Quellennachweis der Abbildungen 205
- Register 206

An einem heissen Sommertag des Jahres 1944 lag ich am Ufer der Orne in der Normandie und sah zu, wie die Geschütze meiner Division ein von den Deutschen besetztes, sehr schönes Schloss am anderen Flussufer zusammenschossen. In der Nähe lag eine kleine Stadt (laut Karte war es Thury-Harcourt), der Gleiches widerfuhr. Dennoch pflegen seit Kriegsende die Bürger von Thury-Harcourt und die Angehörigen meiner Division, der 59. Staffordshire-Division, enge Kontakte. Die Franzosen begegneten uns stets überaus freundlich, und sie bekundeten immer wieder ihre Dankbarkeit. Wir haben zwar ihre Häuser beschossen, aber wir haben sie gleichzeitig auch vom Feind befreit.

Im Grunde hatten die Soldaten der anglo-amerikanischen Befreiungsarmeen keine andere Reaktion erwartet. Sie kämpften schwer, um den Franzosen die Freiheit zu bringen. Tausende starben oder wurden verwundet. Wer hätte da nicht erwartet, dass alle Franzosen sie *bras dessus bras dessous* – in herzlicher Freundschaft – aufnehmen und ebenso wie unsere Freunde in Thury-Harcourt Verständnis zeigen würden. Leider war das nicht überall so. Es gab viele Dinge, die wir einfachen Soldaten 1944 nicht wussten, die aber seitdem ans Tageslicht gekommen sind.

Uns war zum Beispiel nicht bekannt, dass de Gaulle in seinem Hauptquartier in London einen eigenen Geheimdienst besass und dass die SOE (Special Operations Executive), die für die Beziehungen zu der Widerstandsbewegung zuständige Abteilung des britischen Geheimdienstes, ein von de Gaulle unabhängiges Agentennetz unterhielt. Wir wussten auch nicht, dass die sicherste, effektivste und unabhängigste Widerstandsorganisation in Frankreich ausschliesslich nach Russland orientiert war und daher anglo-amerikanischen «Befreiern» feindlich gesonnen sein musste. Der von einem amerikanischen Autor im vorliegenden Band so eindringlich geschilderte rücksichtslose Versuch der Kommunisten, in Paris die Macht zu ergreifen, gehört auch zu den Tatsachen, von denen wir damals nicht das geringste ahnten.

Wir hatten auch keine Ahnung, dass de Gaulle, dem unsere Siege in der Normandie die Rückfahrkarte nach Frankreich verschafft hatten, voller Ressentiments gegenüber seinen Verbündeten war. Schade, dass wir Sir Alexander Cadogan, dem Unterstaatssekretär im britischen Aussenministerium, nicht über die Schulter blicken konnten, als

er am 5. Juni 1944, dem Tag vor der Invasion, in sein Tagebuch schrieb: «Es ist wie in einer Mädchenschule. Roosevelt, Churchill und zugegebenermassen auch de Gaulle benehmen sich wie junge Mädchen vor der Pubertät.»

Der Gerechtigkeit halber muss auch gesagt werden, dass de Gaulles Ressentiments nicht ganz unbegründet waren. Niemand hatte mehr Anspruch darauf, Repräsentant der französischen Nation und ihres Kampfwillens zu sein. Doch seine Verbündeten konnten sich nie dazu durchringen, ihn als gleichberechtigten Partner anzuerkennen. Zwar war er arrogant, eigensinnig, jähzornig und vermutete hinter jeder Handlung der Engländer und Amerikaner sofort einen Hintergedanken. Trotzdem verhielten sich Churchill und Roosevelt oft unnötig provozierend.

De Gaulles stärkster Gegner war Roosevelt, der nicht nur eine fast krankhafte persönliche Abneigung gegenüber dem General hegte, sondern ihn auch verdächtigte, nach der Befreiung Frankreichs dort eine Militärdiktatur errichten zu wollen. Roosevelt war jedoch in seiner Feindschaft so unversöhnlich, dass man sich schliesslich im britischen Aussenministerium fragte, ob nicht noch andere Gründe für die Spannungen verantwortlich waren.

De Gaulle selbst zweifelte nicht an Roosevelts Beweggründen. Er war überzeugt davon, dass der Präsident ihn zugunsten eines Vichy-Nachfolgeregimes abschieben wollte, um Frankreich zu einem amerikaabhängigen Staat zu machen und die französischen Kolonien wirtschaftlich ausbeuten zu können. Zunächst sah man diese Behauptungen in britischen Kreisen lediglich als weiteren Beweis für gaullistische Wahnvorstellungen an. Doch 1943 glaubten in London inzwischen viele an die Richtigkeit von de Gaulles Behauptungen. Wie ein ranghoher Beamter im britischen Aussenministerium bemerkte: «Wir haben unsere Gründe für die Vermutung, dass an der Sache doch etwas dran ist.»

Welche Gründe nun tatsächlich vorlagen, ist nicht bekannt, da die Akten des Aussenministeriums noch nicht zugänglich sind. Zweifels- ohne gab Admiral William Leahy, Roosevelts einflussreicher Stabschef im Weissen Haus und früherer US-Botschafter in Vichy, Anlass zur Besorgnis. Leahys Wohlwollen gegenüber den Kollaborateuren des Pétain-Regimes war nur zu gut bekannt, und das Aussenministerium vermutete, dass Leahy «ermutigende Nachrichten» nach Vichy über Allen Dulles weiterleitete, den in Bern residierenden Leiter der Europa-Abteilung des OSS (Office of Strategie Services), dem amerikanischen Gegenstück zur SOE.

Ob Roosevelt selbst von diesen Nachrichten wusste, bleibt ebenfalls ungeklärt. Doch im April 1944 schrieb Cadogan über den Präsidenten: «Ich muss annehmen, dass er kein Vichy will. Andererseits kann ich das Gegenteil auch nicht ganz ausschliessen.» Noch im Juni 1944 reagierte Roosevelt Cadogans Meinung nach «seltsam» auf das französische Problem, was die Vermutung nahelegt, dass «er eine geheime Absprache mit Pétain und/oder Laval (dem Ministerpräsidenten der Vichy-Regierung) getroffen haben muss». Auch Sir Anthony Eden, der britische Aussenminister, teilte diese Befürchtungen. Sie wa-

ren nicht auf eine besondere Vorliebe für de Gaulle zurückzuführen, sondern auf die nüchterne Einschätzung der Lage, dass niemand anderes Frankreich wieder zu einer Grossmacht machen könne – frei von kommunistischer wie amerikanischer Herrschaft.

Churchills Haltung war zwiespältiger. Einerseits sah er genauso deutlich wie das Aussenministerium, dass es in Grossbritanniens eigenem Interesse war, wenn der Nachbar auf der anderen Seite des Ärmelkanals sowohl stark als auch England freundlich gesonnen war. Andererseits hatte er einen fast religiösen Glauben an die sogenannte «besondere Beziehung» zu Roosevelt. Manchmal bemühte sich Churchill, die allgemeine Einstellung gegenüber de Gaulle zu mildern; dann wieder war sein Verhalten noch antigauillistischer als das der Amerikaner.

De Gaulle war bei diesem Tauziehen meist der Verlierer. Als beispielsweise die Briten und Amerikaner Ende 1942 die Invasion in Nordafrika planten, hielt sich Churchill gewissenhaft an die Massgabe der Amerikaner, dass de Gaulle erst nach der Landung über das Unternehmen informiert werden solle. Als Eden im Juli 1943 Churchill vorschlug, eine Verstimmung auf amerikanischer Seite zu riskieren und die Regierungszuständigkeit des Französischen Komitees der Nationalen Befreiung (FCNL) über alle vom Naziregime befreiten französischen Gebiete formell anzuerkennen, fertigte ihn der Premierminister mit der Bemerkung ab, lieber wolle er «bis zum letzten Atemzug kämpfen» als dem zustimmen.

Die Situation spitzte sich kurz vor der Invasion zu, als de Gaulle aus Algier in England eintraf, um seinen britischen Verbündeten den neuesten Beweis für das Falschspiel der Amerikaner zu liefern. Der General vermutete nämlich, Roosevelt wolle Frankreich jetzt unter eine Alliierte Militärregierung (AMGOT) stellen mit General Eisenhower als oberster Entscheidungsinstanz. Die Amerikaner hatten sogar schon AMGOT-Banknoten drucken lassen, die de Gaulle verächtlich als «*les faux billets*» – Falschgeld – abtat. Zudem enthielten die in Französisch gedruckten Banknoten noch einen Rechtschreibfehler, was einer weiteren Beleidigung gleichkam.

Da auf amerikanischer Seite niemand diese Angelegenheit mit de Gaulle erörtern wollte, musste Churchill wohl oder übel dem wütenden Franzosen gegenüberreten. Die Unterredung, die am 3. Juni in Churchills Sonderzug in der Nähe von Portsmouth stattfand, verlief erwartungsgemäss stürmisch. Dass der südafrikanische Premierminister J. C. Smuts Mitglied der britischen Delegation war, machte die Sache nicht gerade einfacher. Duff Cooper, der als britischer Vertreter beim Französischen Nationalkomitee an der Unterredung teilnahm, notierte in seinem Tagebuch: «Dem Premierminister war natürlich nicht in den Sinn gekommen, dass Smuts für das Treffen mit den Franzosen denkbar ungeeignet war, denn sie werden niemals vergessen, dass er einmal in einer Rede behauptet hatte, Frankreich werde nie mehr eine Grossmacht werden.»

«Die Konferenz begann unverzüglich, und der Premierminister, den ich vorher nicht mehr sprechen konnte, betonte genau das, wovon ich

ihm abgeraten hätte – nämlich, dass er de Gaulle habe herkommen lassen, damit er vor Beginn der Kämpfe eine Rundfunkansprache halten könne. Von Verhandlungen erwähnte er nichts. Diesen Punkt versuchte Eden nochmals anzusprechen, doch ohne Erfolg. Um 14.15 Uhr gingen wir zum Essen.»

«Gegen Ende des Essens brachte Eden das Thema noch einmal auf politische Gespräche, worauf de Gaulle äusserte, er sähe keinen Grund für solche Gespräche, wenn die Amerikaner nicht vertreten wären. Diese Bemerkung führte zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung mit dem Premierminister, was der Sache nicht gerade diene.» Der Wortwechsel war in der Tat so hitzig, dass sich Churchill nicht der Bemerkung enthalten konnte, er würde sich immer für Roosevelt entscheiden, wenn er die Wahl zwischen Roosevelt und de Gaulle hätte.

Eden tat sein Bestes, um die Gemüter auf beiden Seiten zu beruhigen. Als Cooper etwa eine Woche später mit ihm zusammentraf, vertraute ihm der Aussenminister an, dass «er kaum jemals über eine Sache so unglücklich und bestürzt gewesen sei wie über die Lage Frankreichs und keine Lösung wisse noch sagen könne, was jemals daraus werden solle».

Das Problem löste sich schliesslich von selbst. Mit Ausnahmeder Kommunisten hatte de Gaulle ziemlich alle Gruppierungen der Résistance hinter sich, so dass diese nach der Befreiung des Landes automatisch die Führung in seinem Namen übernahmen. Aber die Jahre des gegenseitigen Misstrauens liessen sich nicht über Nacht vergessen. Rückblickend ist es daher nur zu verständlich, warum wir, die wir nach Frankreich gekommen waren, um für seine Befreiung von der deutschen Besatzung zu kämpfen, manchmal nicht gerade überschwinglich empfangen wurden.

Damals sahen wir auch nicht, dass viele Franzosen nach dem Rückzug der Briten von Düнкirchen im Jahre 1940 starke Ressentiments entwickelt hatten, die auch heute, nach über 40 Jahren, noch nicht von allen überwunden sind. In ihren Augen hatten wir Frankreich 1940 verraten und waren dann 1944 zurückgekehrt, nicht um ihr Land zu befreien, sondern um es wiederum in ein Schlachtfeld zu verwandeln, auf dem wir unsere eigene Fehde mit den Deutschen austrugen.

Trotz der vielen Gegensätze, des Misstrauens gegenüber dem «perfiden Albion» und des Krebsgeschwürs des Pétainismus verstand die Mehrheit der französischen Bürger jedoch, dass die Briten 1940 den Kampf nicht hatten aufgeben wollen, und der Name Churchills hatte immer noch sein Charisma.

Am 21. Oktober 1940 hatte er an das französische Volk eine sorgfältig vorbereitete Rundfunkansprache gerichtet, die mit dem bewegendem Versprechen schloss: «Nun denn gute Nacht. Schlafen Sie, um Kraft für den Morgen zu schöpfen. Denn der Morgen wird kommen. Strahlend wird er aufgehen über den Tapferen und Aufrechten, milde über allen, die für die Sache leiden, ruhmreich über den Gräbern der Helden. *Vive la France!*» Und nun erstrahlte alles im Gefolge jenes Morgens.

Ronald Lewin



PARIS UNTER DEM HAKENKREUZ



Angeführt von einem Musikkorps, paradierten deutsche Besatzungstruppen jeden Mittag die Champs-Élysées entlang, was von den Parisern bewusst ignoriert wurde.

DIE BITTEREN JAHRE DER DEUTSCHEN BESATZUNG

An grösseren Pariser Kreuzungen, wie an der Place de l'Opéra, wiesen deutsche Strassenschilder den Weg zu Stäben, Dienststellen und Versorgungseinheiten.

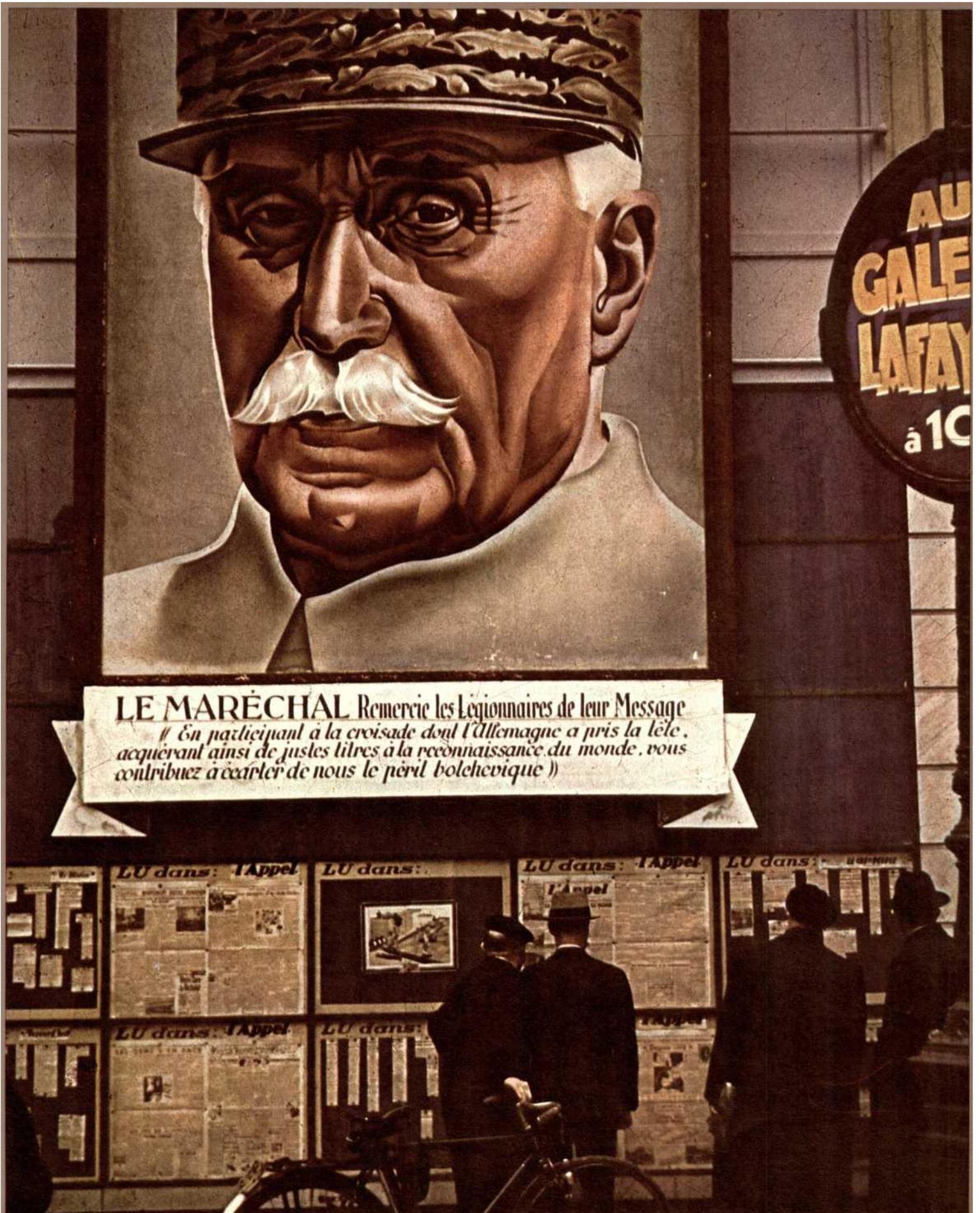


Als die Alliierten im Sommer 1944 aus ihrem Landekopf in der Normandie auszubrechen versuchten, war Frankreich bereits seit vier Jahren unter deutscher Herrschaft. Die Besetzung lastete schwer auf dem ganzen Land. Die Deutschen durchsuchten Häuser und verhafteten Menschen, rationierten Lebensmittel und Treibstoff, beschlagnahmten Wertgegenstände und deportierten Männer zur Zwangsarbeit nach Deutschland in die Rüstungsindustrie.

Eine Besatzungsmacht von mehr als 30'000 Mann an Verwaltungspersonal und Sicherheitskräften rückte nach Paris ein, übernahm 500 Hotels und beflaggte öffentliche Gebäude und Monumente mit riesigen Hakenkreuzfahnen. Die Deutschen requirierten die besten Restaurants, Kinos und Bordelle für ihre Offiziere und Soldaten. Die Pariser waren empört darüber, dass die Deutschen mit ihren Truppen und Musikkorps Paraden abhielten, Strassen nach deutschen «Helden» benannten und 200 Statuen einschmolzen, um der Bronze habhaft zu werden.

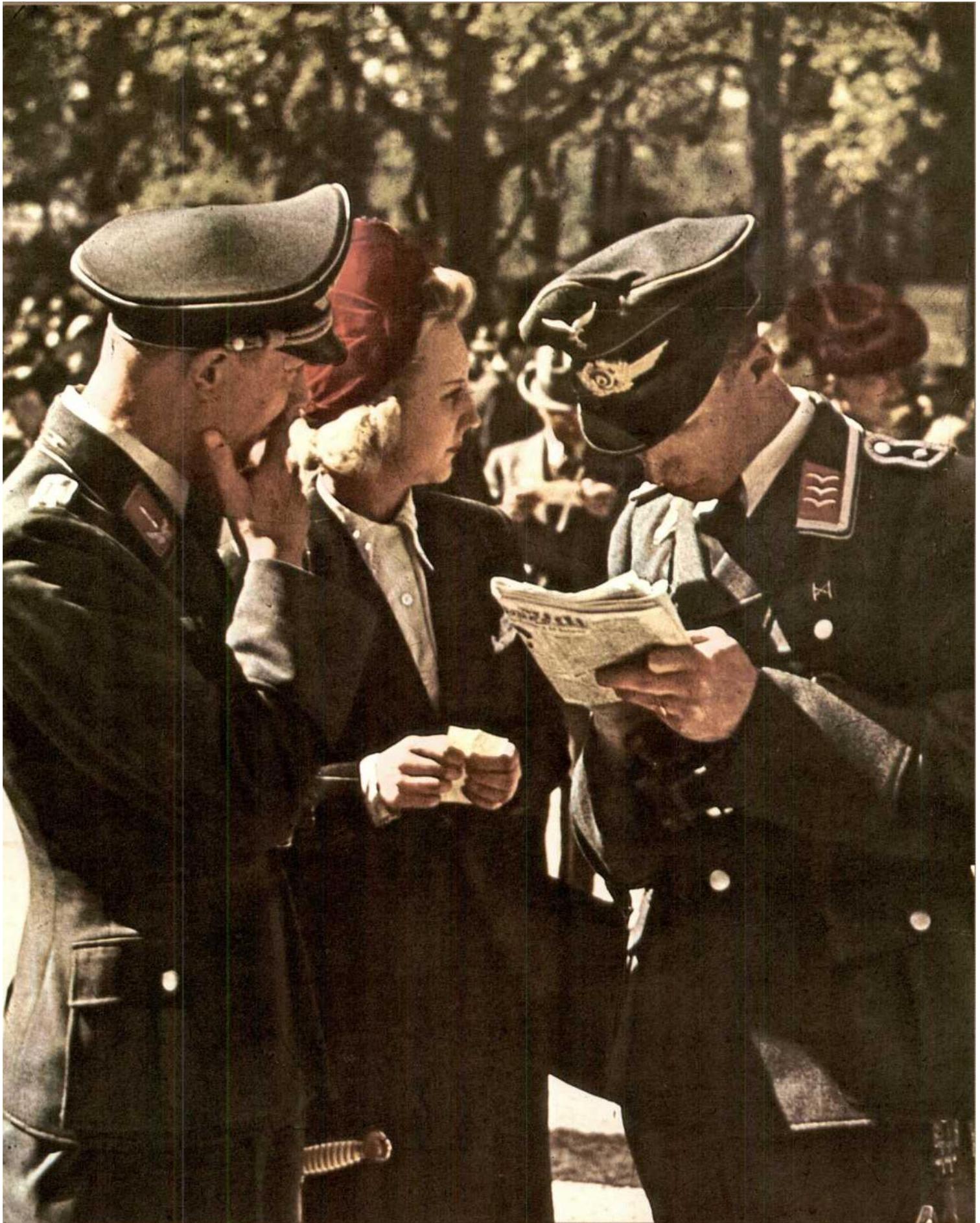
Die Deutschen demonstrierten ihre Siegesmacht nicht nur mit Fahnen und Musik, sie schüchterten die Pariser auch mit Hunderten von demütigenden Vorschriften und Beschränkungen ein. Es war verboten, die Trikolore zu hissen oder die Marseillaise zu singen. Wer einen deutschen Soldaten beleidigte, ein Propagandaplakat beschmierte oder BBC-Sendungen hörte, konnte festgenommen und ins Gefängnis geworfen werden. Öffentliche Versammlungen und Demonstrationen wurden überwacht, und infolge der strikt einzuhaltenden Sperrstunde mussten die Pariser zwischen Mitternacht und 5.30 Uhr morgens zu Hause bleiben.

Im täglichen Umgang mit den Parisern waren die Deutschen angehalten, sich korrekt und höflich zu benehmen. In der Regel waren sie darauf bedacht, für alles, was sie kauften, auch zu bezahlen. Sie benutzten deutsch-französische Sprachführer und versuchten, mit den Franzosen freundschaftlich ins Gespräch zu kommen. Doch die meisten Pariser waren von den Anstrengungen der deutschen Soldaten wenig beeindruckt, besonders diejenigen, deren Männer, Brüder, Söhne oder Väter zu den zwei Millionen französischen Kriegsgefangenen in Deutschland gehörten. Als ein deutscher Besucher sich darüber wunderte, wo die für die Stadt an der Seine sprichwörtliche Fröhlichkeit und Lebensfreude geblieben seien, antwortete ein Franzose verbittert: «Da hätten Sie kommen

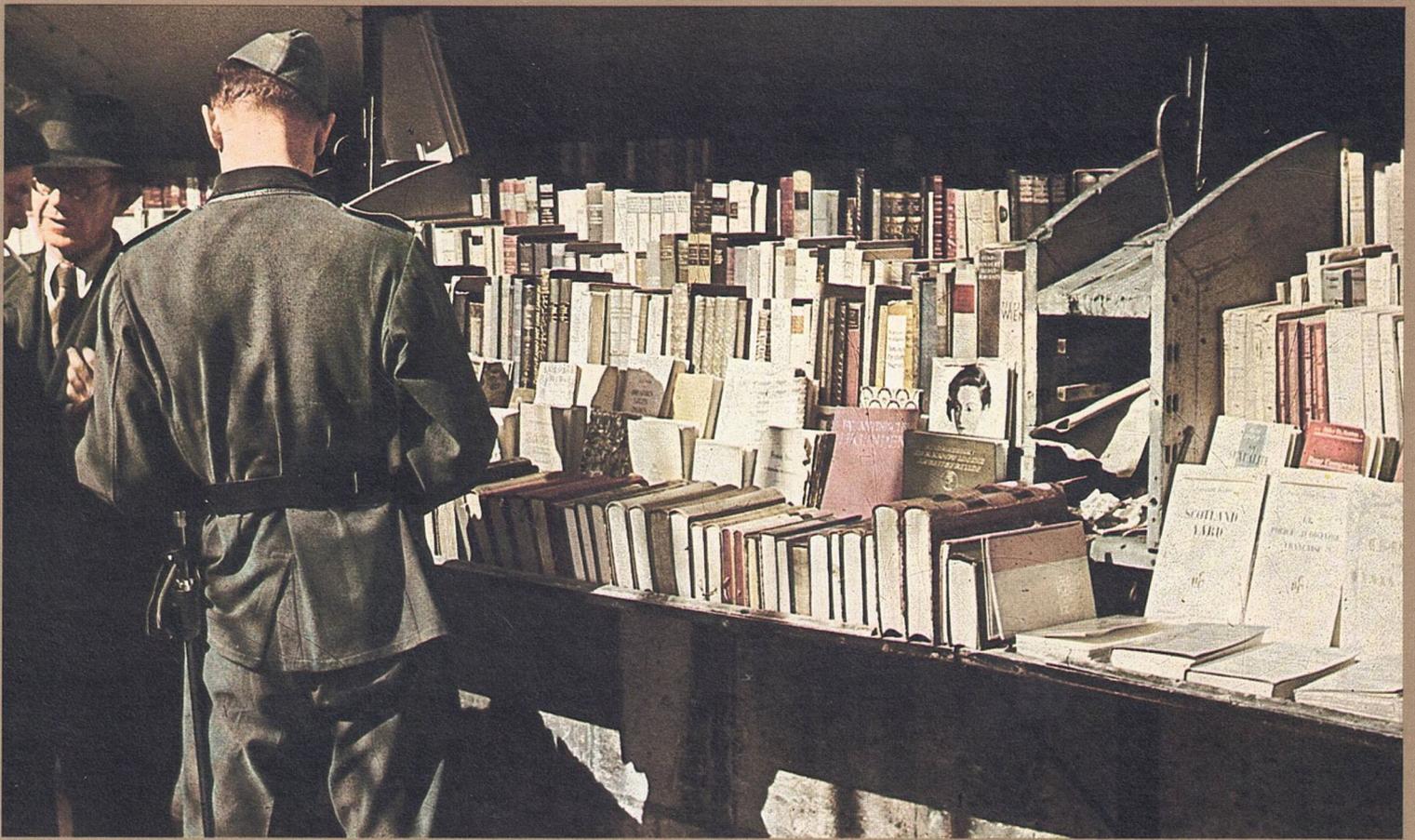


LE MARÉCHAL Remercie les Légionnaires de leur Message
« En participant à la croisade dont l'Allemagne a pris la tête, acquérant ainsi de justes litres à la reconnaissance du monde, vous contribuez à écarter de nous le péril bolchevique »

Unter dem Plakat von Marschall Pétain, dem Chef der Vichy-Regierung, lesen Pariser die Aushänge einer von den Deutschen kontrollierten Zeitung.



Luftwaffenangehörige in Begleitung einer Freundin studieren die Gewinnquoten beim Rennen von Auteuil, wo während der Besetzung nur abgemagerte Pferde liefen.



An einem Pariser Buchstand entdeckt ein Soldat einen deutschen Buchtitel. Am Kiosk wurden auch eine deutsche Tageszeitung und deutsche Zeitschriften verkauft.



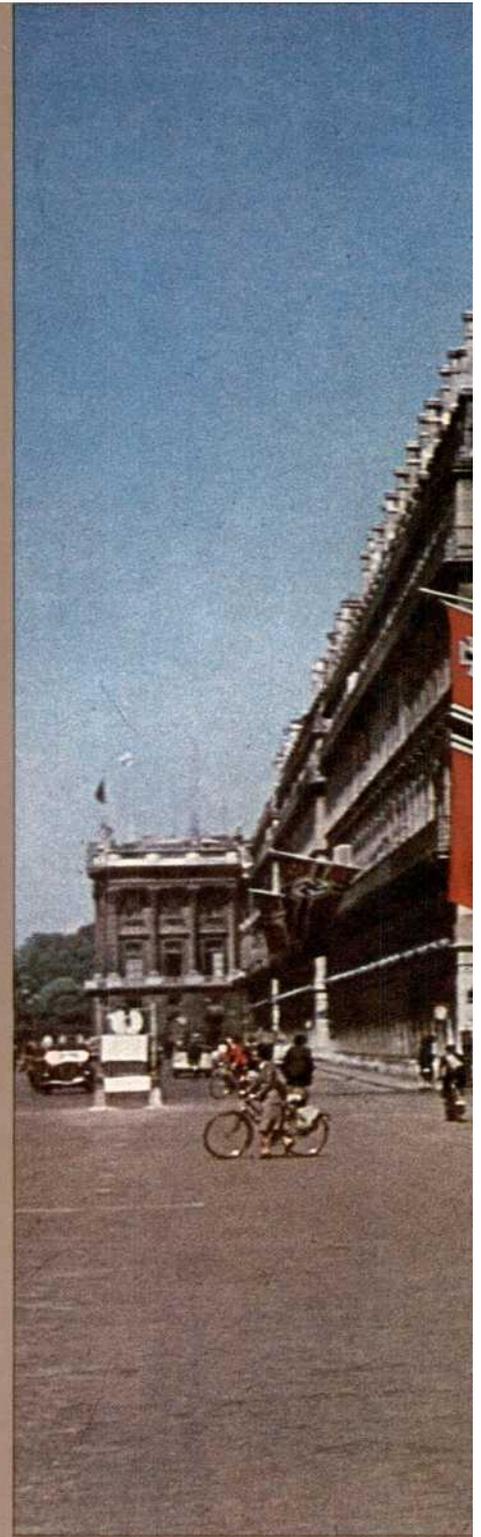
Neugierige deutsche Soldaten drängen auf dem Flohmarkt Bürger zur Seite. Die Händler verlangten von den Deutschen meist überhöhte Preise für Schmuck und Parfüm.



Vor einer Pariser Kaserne warten deutsche Soldaten und ein Musikkorps auf eine Truppeninspektion.



Pariser scharen sich um den Stand eines Strassenhändlers, ohne das benachbarte Soldatenkino zu beachten.



Von seinem Hauptquartier, dem Hôtel Meurice in

EINE ATMOSPHÄRE DER ANGST UND DES MISSTRAUENS

Die Deutschen machten sich den uralten Grundsatz des Teilens und Herrschens zunutze und spielten die Franzosen gegeneinander aus. So schufen sie eine Atmosphäre der Furcht und des Misstrauens unter den Parisern. Vor allem Gestapo und SS betrieben



der Avenue Foch, aus befahl die deutsche Kommandant seine Garnison und kontrollierte das tägliche Leben von drei Millionen Parisern.

diese Politik: Sie bestachen Kellner, Hauspersonal und Concierges, ihnen Informationen über feindselige Handlungen oder über Andersdenkende zu liefern. Manche Pariser, die mit ehemaligen Geschäftspartnern oder Liebhabern abrechnen wollten, nahmen das Angebot an. So gingen beim Gestapohauptquartier an der Avenue Foch täglich korbeweise anonyme Briefe mit Denunzierungen ein.

Tausende von Parisern wurden in den frühen Morgenstunden aus ihren Häusern und Wohnungen gezerrt und von der Gestapo abtransportiert. Einige hatten sich lediglich eine antideutsche Äußerung zuschulden kommen lassen. Sie wurden gefoltert, und bei ihrer Freilassung drohte man ihnen noch Schlimmeres an, falls sie über ihre Behandlung berichteten. Viele aber wurden in Gefangenenlager verschleppt.

Um sich vor dieser Schreckensherrschaft zu schützen, unterdrückten die Pariser ihre Gefühle, führten nur noch unverfängliche Gespräche oder schwiegen ganz. Über Politik wurde in der Öffentlichkeit überhaupt nicht diskutiert. Die Menschen vermieden sogar weitgehend Blickkontakte mit Fremden, so dass die Deutschen Paris «la ville sans regard» nannten (etwa «die Stadt, in der man sich nicht ansieht»).

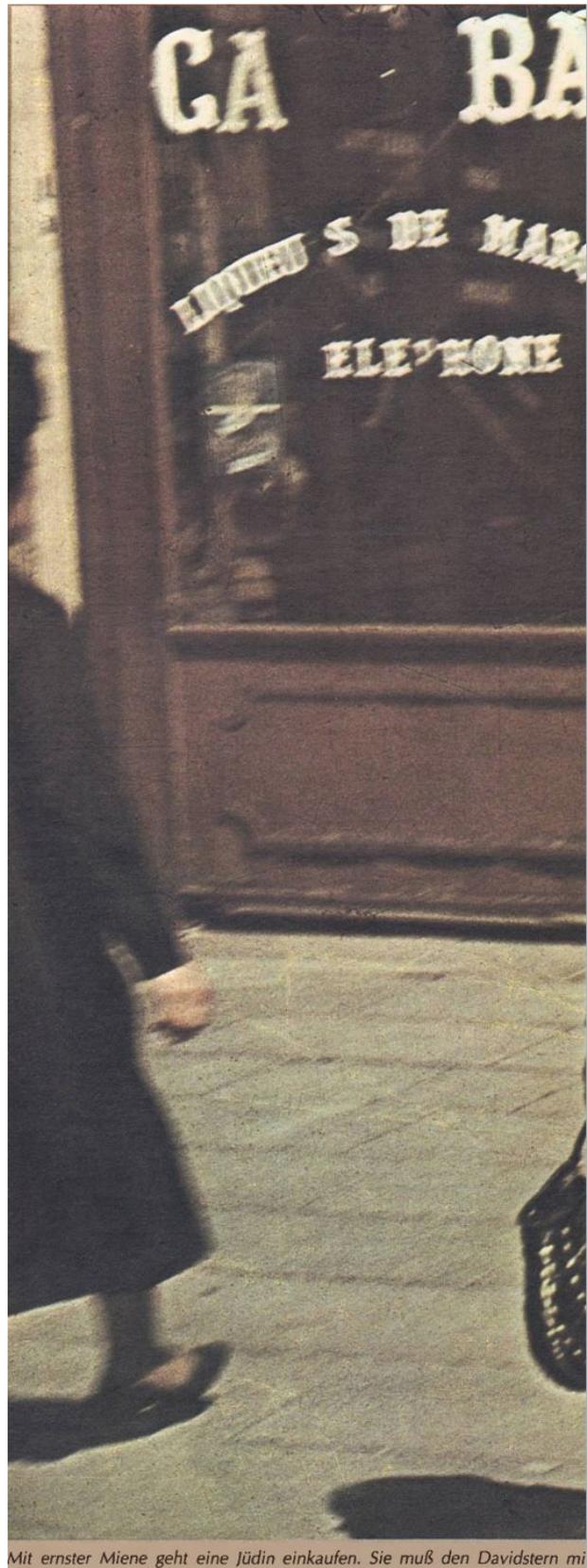


In der Berlitzschule eröffneten die Deutschen im September 1941 eine antisemitische Ausstellung mit dem Titel «Die Juden in Frankreich». In der Ausstellung wurde an einem Modell mit überzeichneten rassistischen Merkmalen illustriert, woran man einen Juden erkennen könne. Graphische Darstellungen zeigten jüdische «Untaten», und auf Plakaten wurde der angeblich schädliche Einfluss der Juden auf die französische Politik und Kultur angeprangert.

DIE ZEICHEN DES HASSES

Zusätzlich zu den Beschränkungen und Entbehrungen, unter denen alle Pariser zu leiden hatten, waren die 160'000 jüdischen Einwohner den brutalen Exzessen von Hitlers Rassenpolitik ausgesetzt. Die französischen Juden waren praktisch gefangen in ihrer Heimatstadt. Ihre Geschäfte oder Firmen wurden beschlagnahmt, ihre Häuser und Wohnungen geplündert, und viele durften ihren Beruf nicht mehr ausüben. Sie mussten den gelben Stern an ihrer Kleidung tragen und durften Restaurants, Märkte, Parks und Telefonzellen nicht benutzen.

In Paris lebende staatenlose Juden ausländischer Herkunft erlitten ein noch grausameres Schicksal. Mehr als 30'000 wurden in Konzentrationslager deportiert. Von den fast 13'000 nichtfranzösischen Juden, die allein im Juli 1942 festgenommen wurden, überlebten nur 30 die Schrecken des Lagers in Auschwitz.



Mit ernster Miene geht eine Jüdin einkaufen. Sie muß den Davidstern mi



mit der Aufschrift «Juif» tragen. Nichtjuden machten die Bestimmung dadurch lächerlich, dass sie sich einen Stern mit der Aufschrift «Buddhist» oder «Zulu» ansteckten.

1

**Im Heckengelände steckengeblieben
Jedes Feld eine Festung
Tödliche Panzerfallen
Schlag auf Schlag in Caen und Cherbourg
Unteroffizier Kellys Angriff auf die Bunker
Die Wut des Führers über eine Kapitulation
Der umkämpfte Hafen – ein Gewinn ohne Wert
Festgefahren vor Caen
Deutscher Angriff vereitelt
Der Rat eines Feldmarschalls: «Macht Frieden, ihr Narren.»
Das schmerzliche Opfer von Caen Das fatale Gewirr von
amerikanischen Panzern und Infanterie
Die verpatzte Karriere eines Generals
Saint-Lô in Trümmern**

Als die Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie landeten glaubten sie, relativ rasch an Boden gewinnen zu können, wenn sie nur erst einmal am Ufer festen Fuss gefasst hätten. Nach der Invasionsplan sollten die Briten die entscheidende Strassenkreuzung bei Caen einnehmen und am ersten Tag etwa 30 Kilometer in Landesinnere vorstossen. Auf dem anderen Flügel der Front sollte die amerikanischen Streitkräfte die Halbinsel Cotentin durchstossen und nach Norden einschwenken, um innerhalb von acht Tage nach dem D-Tag den grossen Hafen von Cherbourg einzunehmen. Zwischen diesen beiden wichtigen Operationszielen sollten amerikanische Truppen südwärts in die Normandie vorstossen und neue Tage nach Beginn der Invasion auf der in Ost-West-Richtung verlaufenden Linie von Saint-Lô nach Caumont etwa 25 Kilometer landeinwärts Stellung beziehen.

Von hier aus sollten die alliierten Streitkräfte die gesamte Bretagne durchqueren, den Hafen von Brest erobern und das Gebiet zwischen der Loire und der Seine besetzen. Innerhalb von drei Monaten würden massenhaft Nachschub, Waffen und Truppen in den Landekopf strömen, und die Alliierten könnten von dieser Ausgangsbasis aus zu einem machtvollen Stoss durch Nordfrankreich gegen Deutschland antreten. Unterdessen lagen auch Pläne für eine grossangelegte Invasion an der französischen Mittelmeerküste bereit. Die dort landenden alliierten Streitkräfte sollten nordwärts durch das Rhonetal vorstossen und sich mit den aus der Normandie in östliche Richtung vorgehenden Kräften vereinigen, um so die deutschen Truppen in Südfrankreich mit einem riesigen Zangenriff zu umfassen und die Befreiung ganz Frankreichs zu vollenden. Die endgültige Niederlage der deutschen Truppen und das Ende des Krieges wären dann in Reichweite.

Doch Mitte Juni hatte der Landekopf in der Normandie keine weite Ausdehnung erreicht, mit der man im Planungsstab gerechnet hatte. Caen war immer noch in deutscher Hand, und die alliierten Streitkräfte waren weit von Cherbourg entfernt. Zwei Hauptstosskeile Villers Bocage und Caumont erreichten doch der Vormarsch nach Saint-Lô blieb stecken, und auch an der übrigen Front kam die Offensive nur schleppend voran.

Es gab vor allem zwei Gründe dafür, dass sich der Vormarsch der Alliierten festgefahren hatte: Die Deutschen waren zäh und nutzten geschickt die Vorzüge des Terrains. An ihrer nach Norden zur Küste ausgerichteten Front war den Deutschen rasch die tödliche Bedrohung klargeworden, die auf ihre Streitkräfte im Raum Caen wartete. Das weite, offene Land dort eignet sich hervorragend für den Einsatz von Panzern. Hinter Caen erstreckten sich sanft gewellte Hügel bis nach Falaise und ins Herz Frankreichs. Ein Durchbruch in diesem Gebiet würde eine Katastrophe für die Deutschen bedeuten. Es bestand

HECKENKRIEG IN DER NORMANDIE

die Gefahr, dass alle ihre Truppen in der Normandie eingekreist würden und damit die gesamte deutsche Verteidigungsposition im Westen tödlich getroffen würde. Die Deutschen konzentrierten daher einen Grossteil ihrer Streitkräfte in dem Gebiet von Caen und widerstanden entschlossen jedem auch noch so hartnäckigen Versuch der Briten, die Stadt einzunehmen und in das offene Gelände durchzubrechen.

Das Gelände westlich von Caen bot ideale Verteidigungsmöglichkeiten, so dass die Deutschen dort mit geringerem Truppeneinsatz auskommen konnten. Es ist das Land der Hecken – oder *bocage*, wie die Franzosen dieses Gebiet nennen –, ein Schachbrett aus Tausenden von kleinen Feldern, die von fast undurchdringlichen Hecken umgeben sind. Die Hecken bestehen aus einem festen Dickicht von Weissdorn, Brombeeren, Kletterpflanzen und bis zu fast fünf Meter hohen Bäumen. Sie sind auf breiten, etwa einen Meter hohen Erdwällen angelegt, die an jeder Seite von einem Entwässerungsgraben begrenzt werden. Die Wälle und Hecken liessen jedes Feld wie eine kleine Festung wirken. Die Verteidiger, die sich durch die Vegetation abgeschirmt am Heckenrand verschanzt hatten, waren praktisch vor Gewehr- und Artilleriefire weitgehend sicher. Der Pflanzenwuchs war so dicht, dass Infanteristen in den Hecken plötzlich aufgeschreckten Deutschen unvorbereitet gegenüberstanden. Ein einziges verstecktes Maschinengewehr konnte die angreifenden Truppen niedermähen, wenn sie von einer Hecke zur anderen vorstossen wollten. Eine ständige Bedrohung waren auch die Scharfschützen, die auf Holzplattformen in den Baumwipfeln standen und Gewehre mit Schalldämpfern benutzten, um ihre Stellung nicht zu verraten.

Die meisten Strassen bestanden nur aus im Laufeder Jahrhunderte tief eingeschnittenen Feldwegen, die, von Hecken überwuchert, wie höhlenähnliche Irrgärten wirkten. Diese düsteren Durchgänge waren für einen Hinterhalt wie geschaffen und flössten den Männern auf beiden Seiten der Front Furcht ein. «In diesen Hohlwegen war ich vor lauter krampfhafter Anspannung schweissgebadet», erzählte später Unteroffizier John Welch von den Seaforth Highlanders.

Die Hohlwege waren zudem tödliche Panzerfallen. Da die Panzer an diese engen Wege gebunden waren, hatten die Deutschen, durch die Hecken getarnt, mit ihren Panzerfäusten leichtes Spiel. Besonders verletzlich waren Panzer, die abseits der Strasse durch das Dickicht zu brechen versuchten. Erklomm ein Panzer den Wall am Heckenrand, waren seine Geschütze hilflos in die Luft gerichtet und seine Unterseite dem Beschuss der feindlichen Panzerabwehr aus der nächsten Hecke ausgesetzt. Dennis Bunn vom schottischen 15. Aufklärungsgregiment, der die Heckenkämpfe miterlebt hat, beschreibt die Fahrt durch die Hecken mit einem schweren Panzerwagen: «Im Fahrzeug

selbst war es unheimlich heiss und dunkel, draussen strahlender Sonnenschein. Während ich durch eine schmale Öffnung nach vorn auf den Boden starre, auf die hohe Hecke auf der rechten und den Hang auf der linken Seite, auf die Bäume, die Büsche und dabei hinter jedem Grashalm Gefahr wittere, tritt mir der Angstschweiss aus allen Poren, und ich umklammere das Lenkrad mit feuchten Händen.»

Die körperliche und seelische Belastung war so stark, dass die Disziplin darunter litt. Es wurde reichlich getrunken im Land des Calvados – doch ob mit oder ohne Alkohol, viele Männer waren wie in Trance. «Nach einer gewissen Zeit war man so matt und abgestumpft vor Erschöpfung», so ein amerikanischer Zugführer, «dass anstelle der jeden Abend verlesenen Namen der Gefallenen und Verwundeten oft Namen deiner besten Freunde – genauso gut Namen aus irgendeinem Telefonbuch hätten verlesen werden können, so wenig berührte es dich. Die alten Werte waren dahin, und wenn es eine Welt jenseits dieses Heckengestrüpps gab, dann rechnete man nicht mehr damit, sie jemals wiederzusehen.»

Zudem drückte das Wetter auf die Stimmung der Soldaten. Fast den ganzen Juni über und in der ersten Julihälfte fiel ein kalter, unangenehmer Regen, der den Boden in Morast verwandelte. Von Feld zu Feld quälten sich die Truppen in strömendem Regen und durch knöcheltiefes Wasser mühsam voran. Der süssliche Geruch verwesender Gefallener umgab sie. Ab und an stiessen sie auf eilig errichtete Gräber mit einfachen Holzkreuzen, ausgedienten Gewehren oder Stahlhelmen.

Die Deutschen kämpften mit grosser Ausdauer und Geschicklichkeit im Land der Hecken; allerdings wollten selbst Wochen nach der Landung Hitler und seine Generäle immer noch nicht einsehen, dass dies der Hauptangriff der alliierten Invasion war. Sie hielten an dem Glauben fest, dass dieser an der Küste des Pas-de-Calais weiter nördlich erfolgen würde. Während die Kämpfe in der Normandie wüteten, liessen sie die 15. Armee – immerhin etwa 200'000 Mann stark – an der Küste bei Calais stehen in Erwartung eines Angriffs, der niemals kommen sollte.

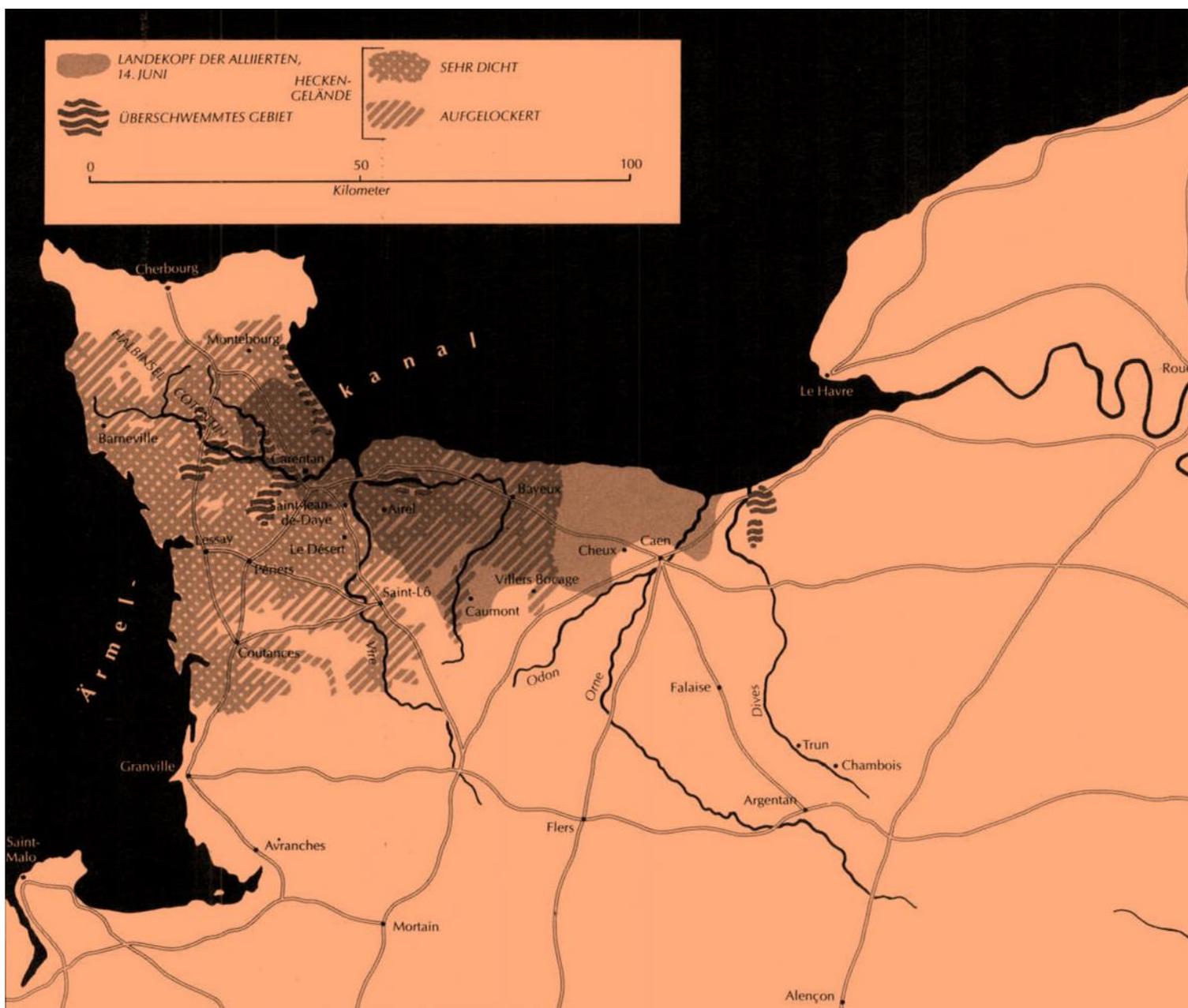
Trotzdem sah der Führer in der Invasion der Normandie eine Bedrohung, die mit allen Mitteln beseitigt werden musste. Seine Heerführer im Westen – die verdienten Feldmarschälle Gerd von Rundstedt, der Oberbefehlshaber West, und Erwin Rommel, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B –, liess er seinen Willen wissen, dass «jeder Mann kämpfen und sterben soll, wo er gerade steht». Auch wenn die Einheiten im Gebiet des Pas-de-Calais nicht abgezogen werden durften, gab Hitler doch Anweisung, sieben weitere Divisionen aus der Bretagne, von der Biskaya-Küste, aus Mittel-, Ost- und Süd-

Frankreich und sogar von der Ostfront in das Kampfgebiet zu verlegen. Geling es, die alliierte Landung auf ein kleines Gebiet nahe dem Ärmelkanal zu begrenzen, war für ihn immer noch die Möglichkeit eines entscheidenden Gegenschlags gegeben. Die Küsten könnten dann zurückgewonnen und die Alliierten ins Meer geworfen werden.

Unterdessen hatten die Alliierten einen Angriffsplan ausgearbeitet, mit dem man zum kriegsentscheidenden Doppelhaken gegen die Deutschen ausholen wollte. Die Briten unter Generalleutnant Sir Miles Dempsey sollten bei Caen zuschlagen und den Grossteil der feindlichen Streitkräfte auf sich ziehen. Während dann die britische Armee «dem Feind an die Gurgel ging», wie General Dwight D. Eisenhower, der Oberste Befehlshaber der Alliierten, sich ausdrückte, würde die 1. US-Armee nordwärts vorstossen und den Hafen von Cherbourg einnehmen.

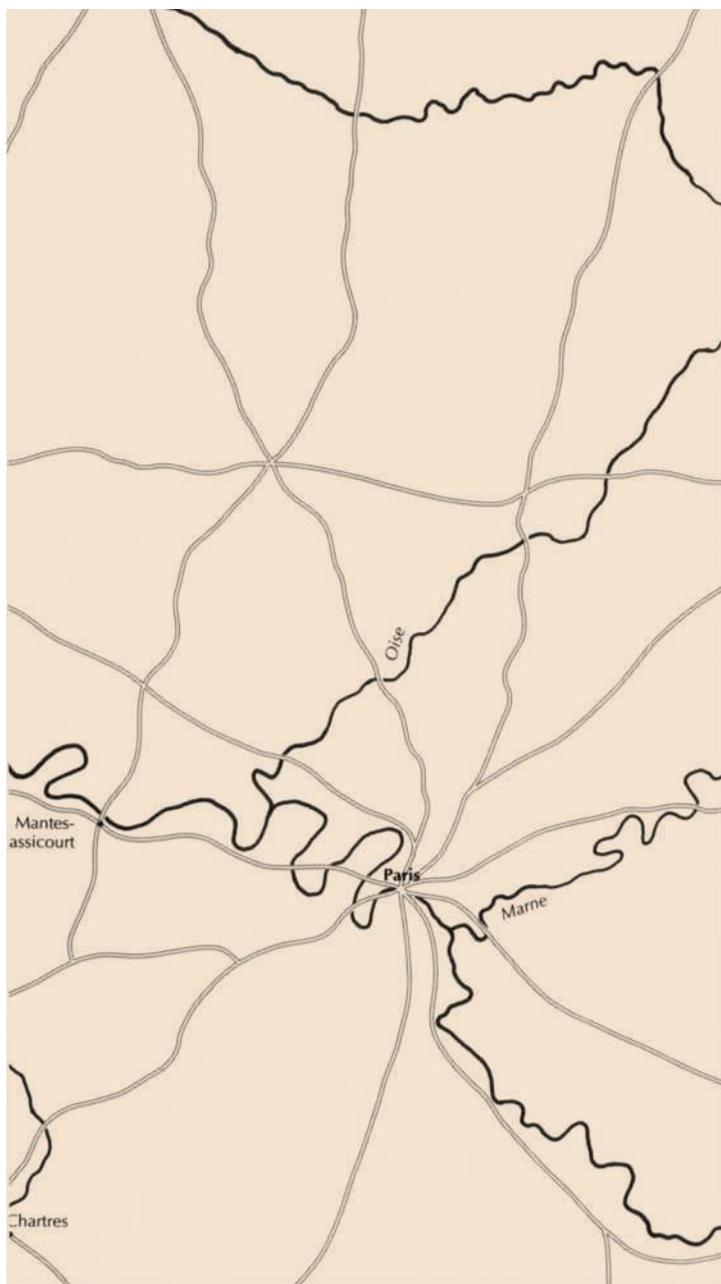
Der Angriff auf Caen musste wegen Munitionsmangels abgeblasen werden, doch am 14. Juni machten sich die amerikanischen Truppen an die Eroberung von Cherbourg. Der Oberbefehlshaber der 1. US-Armee, Generalleutnant Omar N. Bradley, plante die Offensive in zwei Phasen: Das VII. Korps unter Generalmajor J. Lawton Collins sollte den Angriff anführen und etwa 30 Kilometer von der Strassenkreuzung bei Carentan aus in Richtung Westküste vorstossen. Dann sollten amerikanische Truppen die Stossrichtung ändern und nach Norden auf Cherbourg einschwenken.

Collins, der sich seine Sporen als Divisionskommandeur auf Guadalcanal im Pazifik verdient hatte, griff mit zwei der zuverlässigsten Divisionen der US-Armee an, der 82. Luftlande- und der 9. Infanteriedivision. Auf dem Weg nach Westen mussten sie die Flüsse Merderet und Douve überqueren, die beide von riesigen Sumpfgeländen gesäumt werden. Normalerweise trocknen die Sümpfe im Sommer



so weit aus, dass das Vieh darauf weiden kann. Doch in der Mitte des Jahres 1944 hatten die Deutschen dort Staudämme aus Beton errichtet, wodurch das Wasser auf den Wiesen stehenblieb und man sich nur auf erhöhten Fusswegen und Pfaden fortbewegen konnte; hier mussten sich die amerikanischen Truppen unter heftigem Feindbeschuss vorankämpfen.

Die Deutschen hatten jedoch auch ihre Probleme. Es fehlte an Munition, und die einzigen Panzer, die an diesem Frontabschnitt zur Verfügung standen, waren veraltete französische Panzer, die ihnen nach der Kapitulation von 1940 in die Hände gefallen waren. Als Collins die Deutschen auf einem schmalen Frontabschnitt mit heftigen Infanterieattacken angriff, wichen sie zurück. Dabei teilten sie ihre Streitkräfte auf: die meisten nahmen die Küstenstrasse nach Süden, der Rest zog sich nach Norden zurück, um die Verteidiger von Cherbourg zu verstärken.



Am Morgen des 18. Juni schoss sich die amerikanische Artillerie in der Nähe von Barneville-sur-Mer auf Teile der nach Süden fliehenden deutschen Streitkräfte ein und vernichtete diese systematisch. Die ganze Küstenstrasse war übersät mit zerstörten Fahrzeugen. Die Halbinsel Cotentin war jetzt in den Händen der Alliierten, und das nächste Ziel war nun die Eroberung des Hafens von Cherbourg. Vor diesem Angriff wurden jedoch die amerikanischen Streitkräfte umgruppiert. Collins bekam die 4., 9. und 79. Infanteriedivision für den Angriff im Norden zugewiesen. Das erst kürzlich eingesetzte VIII. Korps mit der 90. Infanteriedivision und der 82. und 101. Luftlandedivision – erhielt den Auftrag, eine Abwehrfront quer über die Halbinsel aufzubauen und zu halten, um Collins im Rücken zu decken.

Als die Männer von Collins' VII. Korps nach Cherbourg aufbrachen, wurden sie nur kurze Zeit von feindlichen Truppen aufgehalten, die sich an einem Bahndamm im Gebiet von Montebourg verschanzt hatten. Doch der Widerstand hatte lediglich symbolischen Charakter. Der Festungskommandant von Cherbourg, Generalleutnant Karl Wilhelm von Schlieben, hatte von Hitler den Befehl erhalten, nur kämpfend den Rückzug anzutreten und dann Cherbourg um jeden Preis zu halten. Schlieben wollte nur demonstrieren, dass er dem Führerbefehl gehorchte. In jener Nacht zog er sich in das Netzwerk von Befestigungen und Stützpunkten zurück, das den Hafen von der Landseite her schützte.

Die drei amerikanischen Divisionen stiessen am 20. Juni auf diese Verteidigungsanlagen, einen Gürtel von Stahl- und Betonbefestigungen, der sechs bis zehn Kilometer südlich Cherbourgs einen Halbkreis um die Stadt bildete.

Massive Bunkerlinien, deren unterirdische Munitionslager mit Schützengräben untereinander verbunden waren, zogen sich um den Verteidigungsbereich herum. Um die Bunker hatte man Stacheldrahthindernisse und Panzerfallen gezogen. Die Bunker waren reichlich mit automatischen Waffen ausgerüstet und wurden von Artillerie unterstützt, so dass sie alle Zugänge zur Stadt beherrschten. Den Amerikanern wurde schnell klar, dass die Eroberung von Cherbourg nicht leicht werden würde. Beim Versuch eines Bataillons, über eine Strassenkreuzung am Stadtrand vorzurücken, setzte sofort aus allen umliegenden Häusern Maschinengewehrfeuer ein. Von den nahen Hügeln wurde die Kampfgruppe mit einem Hagel von Artilleriegeschossen eingedeckt. Der Bataillonsführer wurde dabei tödlich getroffen, viele seiner Leute verwundet, und die Truppe musste sich zurückziehen. Ein anderes Bataillon geriet beim Angriff auf einen Vorort Cherbourgs in schweres Infanterie- und Artilleriefeuer. Innerhalb weniger Minuten waren 31 Männer tot und 92 verwundet.

Bevor die Alliierten aus ihrem Landekopf in der Normandie ausbrechen und Frankreich nach und nach befreien konnten, mussten sie erst den zähen Widerstand der Deutschen in einem überaus schwierigen Terrain, dem Land der Hecken in der Normandie, überwinden. Die unterschiedlich dichten Hecken (wie auf der Karte illustriert) boten dem Feind ideale Verteidigungsmöglichkeit. Die Deutschen erschwerten den Alliierten den Vormarsch noch dadurch, dass sie grosse Gebiete überschwemmten. Doch Mitte Juli hatten die amerikanischen Streitkräfte Saint-Lô erreicht, und zusammen mit den britischen Truppen in der Nähe von Caen waren die Alliierten jetzt für die grosse Offensive gerüstet, die das Ziel hatte, schliesslich ganz Frankreich von den Deutschen zu befreien.

Trotz des heftigen Widerstands, auf den die US-Truppen am Stadtrand stiessen, stand in Cherbourg nicht alles zum Besten. Schlieben hatte ungefähr 25'000 Mann zur Verfügung. Die Kampfkraft seiner Leute liess jedoch zu wünschen übrig. Es waren Polizeieinheiten, für Hafendienst abgestelltes Marinepersonal, Büroangestellte, Flakartilleristen und Zwangsarbeiter darunter, die man aus ganz Europa für den Bau von Verteidigungsanlagen und V-1-Raketenstützpunkten zusammengezogen hatte. Von den Kampftruppen waren ein Fünftel Ausländer. Nach der Eroberung und Besetzung ihres Landes waren Polen, Russen und Italiener von der deutschen Kriegsmaschinerie vereinnahmt worden. Den Verteidigern fehlten ausserdem Waffen und Nachschub. Die Stärke der Garnison hatte sich seit der amerikanischen Landung zwar verdoppelt, das Gebiet von Cherbourg war jedoch niemals ausreichend versorgt worden, um einer Belagerung standzuhalten. Jetzt reichte die Zeit nicht mehr, um den Mangel an Nahrungsmitteln, Treibstoff und Munition zu beheben.

Hitler selbst hatte Befürchtungen. «Auch wenn es zum Schlimmsten kommen sollte», teilte er Schlieben mit, «ist es Ihre Pflicht, Cherbourg bis zum äussersten zu verteidigen und dem Feind keinen Hafen, sondern ein Trümmerfeld zu hinterlassen.» Schlieben entgegnete darauf verzweifelt, dass seine Leute total erschöpft, nur unzureichend ausgebildet und weitgehend überaltert seien.

Collins hatte gehofft, einen Frontalangriff gegen die Stadt vermeiden zu können. Während er rastlos an den Frontabschnitten auftauchte, wurde er zunehmend ungeduldiger. Am 21. Juni liess er über Funk in Deutsch, Polnisch und Französisch ein Ultimatum an die Verteidiger verbreiten, dass sie alle vernichtet würden, wenn sie sich nicht bis 9.00 Uhr am nächsten Morgen ergäben. Doch mit Hitler im Nacken war Schlieben nicht zur Kapitulation bereit. Stattdessen gab er seinen Truppen den knappen Befehl: «Rückzug von der jetzigen Stellung wird mit dem Tode bestraft. Ich bevollmächtige alle Führer jeglichen Dienstgrades, jeden sofort zu erschiessen, der seine Stellung aus Feigheit aufgibt.»

Als sein Ultimatum ohne Antwort verstrich, befahl Collins, die Befestigungen aus der Luft zu vernichten. Am Nachmittag des 22. Juni schossen vier Staffeln der Royal Air Force, die Typhoon-Jagdbomber, ihre tödlichen Raketen gegen die Festung ab. Sechs Mustang-Staffeln der RAF beschossen dann im Tiefflug die deutschen Verteidigungsanlagen, und 375 US-Jagdbomber griffen in Wellen im Abstand von je fünf Minuten das Gebiet eine Stunde lang mit Bomben und Bordwaffen an. Das Ergebnis dieser Aktion war zwar eindrucksvoll, jedoch bei Weitem kein ungetrübter Erfolg. Die Befestigungen waren keineswegs vernichtet, dafür aber einige amerikanische Truppen von ihren eigenen Flugzeugen bombardiert worden. Durch die Luftangriffe sank

jedoch die schon geschwächte Kampfmoral der Garnison noch weiter. Am 23. Juni kamen alle drei amerikanischen Divisionen bei Angriffen gegen die deutschen Hauptverteidigungsanlagen erheblich voran.

Schlieben berichtete jetzt Rommel und Hitler, dass der Fall von Cherbourg nur noch eine Frage der Zeit sei. Mit dem Hinweis auf die 2'000 verwundeten Soldaten in der Stadt, die in der Kampfsituation nicht ausreichend medizinisch versorgt werden konnten, fragte er an, ob die Vernichtung seiner Truppen wirklich nötig sei. Ihm wurde befohlen weiterzukämpfen.

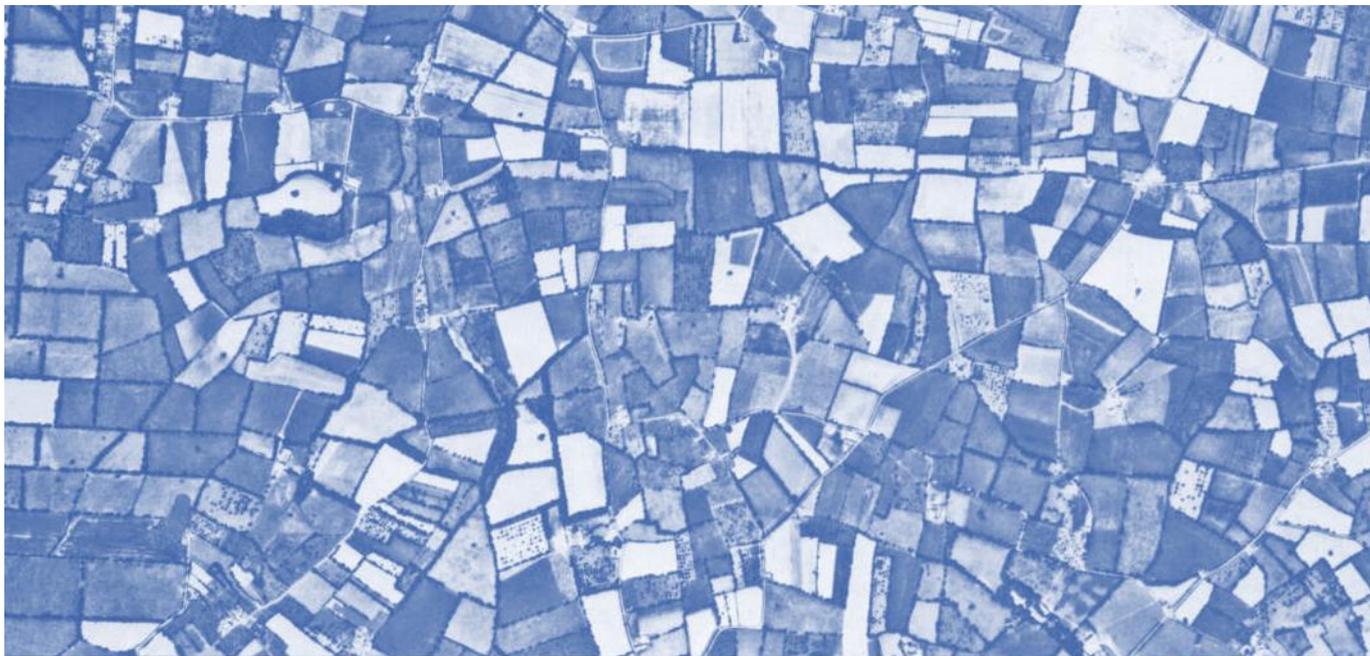
Die Amerikaner verstärkten den Druck auf Cherbourg weiter, und am 25. Juni stiessen Einheiten der 79. Division bis zur stärksten Verteidigungsanlage, dem Fort du Roule, vor. In einen Felsvorsprung hineingebaut, bot die mehrstöckige Befestigungsanlage Schutz gegen den Angriff von Land wie von der See her. Die unterhalb des Felsrandes aufgebaute schwere Küstenartillerie beherrschte den Hafen von Cherbourg, während Maschinengewehre und Granatwerfer auf dem Felsvorsprung landeinwärts gerichtet waren, um Angreifer von dort her abzuwehren. Der Zugang zu dieser Festungsanlage war mit einem breiten Panzerabwehrgraben, Stacheldrahthindernissen und betonierte Stellungen abgesichert. Am Fusse des Felsvorsprungs hatten sich Infanteristen eingegraben.

Als sich die Truppen der 79. Division vorankämpften, gerieten sie in heftiges Maschinengewehr- und Granatwerferfeuer. Die deutsche Artillerie nahm sie ins Visier, und von den am Hang verschanzten Infanteristen regnete ein Geschosshagel auf sie herab.

Während ein Artilleriebataillon der 79. Division die Festung unter Beschuss nahm, richteten zwei Infanteriebataillone ihre Maschinengewehre auf die deutschen Infanteristen. Schritt für Schritt kämpften sich die Angreifer, gedeckt von dem Feuer der Hand- und Maschinengewaffen, gegen das Fort vor. Mit Bangalore-Torpedos rissen sie Brechen in den Drahtzaun, legten Sprengladungen in die Bunker und sprengten diese in die Luft. Um die Verteidiger auszuräuchern, setzten sie an langen Stangen sogenannte «Bienenkörbe» ein – Sprengladungen, die mit einer klebrigen Masse überzogen sind und an Bunkern und anderen Befestigungswerken haften bleiben.

In einem Frontabschnitt wurden Unteroffizier John D. Kelly vom 314. Infanterieregiment und sein Zug durch Beschuss von einem Bunker niedergehalten. Kelly kroch an das Ende seines Zuges zurück, um eine Stange mit einer Sprengladung zu holen. Dann kletterte er unter Feindfeuer den Hang hinauf, setzte die Sprengladung an und zündete sie. Die Explosion hatte jedoch keine Wirkung. Die Maschinengewehre im Bunker feuerten weiter. Im Kugelhagel rutschte Kelly wieder

DAS GELÄNDE, DAS DEN DURCHBRUCH DER PANZER BEHINDERTE



Diese Luftaufnahme zeigt einen Teil der Normandie als ein Mosaik von Hunderten von kleinen, durch Hecken abgegrenzten Feldern.

Die Hecken der Normandie, mit Dornengestrüpp und Bäumen bewachsene feste Erdwälle, die durchschnittlich 200 kleine Felder pro Quadratkilometer einschlossen, zwangen die alliierten Invasoren zu einem nicht enden wollenden Hindernisrennen auf einem Gebiet von 100 Kilometer Länge und knapp 40 Kilometer Breite. Ursprünglich sollten die Hecken Eigentumsgrenzen markieren und als Schutz gegen die rauen Seewinde dienen, jetzt bildeten sie eine fast perfekte Deckung für deutsche Schützen, für Granatwerfer, Maschinengewehre und Panzerabwehrwaffen. Für die Panzer der Alliierten hingegen bedeuteten sie zunächst ein fast unüberwindliches Hindernis.

Die amerikanischen Panzereinheiten begannen verzweifelt nach einer Vorrichtung zu suchen, mit der man sich einen Weg durch die Hindernisse bahnen oder freisprengen konnte. Der Durchbruch gelang, als Feldwebel Curtis G. Culin jr. von dem 102. US-Kavallerieaufklärungsbataillon an die Panzer spitze Stahlmesser schweisste, die er aus deutschen Strandhindernissen herausgelöst hatte. Mit diesen Stahlmessern konnte sich ein Panzer mit feuerndem Geschütz durch die Hecken kämpfen. General Eisenhower schrieb später, dass diese sinnreiche Vorrichtung «die Wirksamkeit der Panzer wiederherstellte und der Kampfmoral der Armee enormen Aufschwung gab».



Die leichten Panzer konnten mit ihren Stahlmessern Hecken durchschneiden.



Ständig bedroht von Scharfschützen, gehen Soldaten an einer Hecke entlang vor.

den Hang hinunter, holte eine neue Sprengladung, kroch wieder den Hügel hinauf und schaffte es schliesslich, die Maschinengewehrmündungen, die aus den Bunkerschliesscharten ragten, wegzusprengen. Die Verteidiger gaben jedoch immer noch nicht auf. Kelly ging noch einmal zurück und wiederholte die ganze Prozedur. Diesmal sprengte er die Hintertür des Bunkers und warf einige Handgranaten in die Türöffnung. Die Überlebenden kamen heraus und ergaben sich.

Am 25. Juni um Mitternacht hatten die Männer der 79. Division die oberen Verteidigungsanlagen des Fort du Roule geräumt. Am nächsten Tag feuerten Panzer und Sturmgeschütze ihre panzerbrechenden Geschosse frontal auf die Festung. Ein Sprengkommando liess Sprengladungen von oben auf die Befestigung herab, und ein weiterer Stosstrupp stürmte schliesslich die Felsenfestung.

In Cherbourg stand jetzt das Ende bevor. Schlieben versuchte, die sinkende Kampfmoral seiner Truppen aufzumöbeln, indem er Eiserne Kreuze verteilte, die mit dem Fallschirm abgeworfen worden waren. Ihm war aber klar, dass die Garnison zum Untergang verurteilt war. An Rommel funkte er: «Es ist meine Pflicht festzustellen, dass auch weitere Opfer nichts mehr ändern können!» Rommel erinnerte ihn an den Führerbefehl, bis zur letzten Patrone Widerstand zu leisten. Schlieben übernahm persönlich das Kommando über die Kämpfe um seinen Gefechtsstand. Als er sich schliesslich in sein unterirdisches Hauptquartier zurückziehen musste, funkte er noch an Rommel: «Dokumente verbrannt, Schlüsselunterlagen vernichtet.»

Von einem Gefangenen erfuhren die Amerikaner, wo sich Schlieben verschanzt hatte. Am 26. Juni stiessen zwei Schützenkompanien zu seinem Unterschlupf vor und schickten einen Gefangenen an den Bunkerzugang, um den deutschen Befehlshaber zur Kapitulation aufzufordern. Als Schlieben sich weigerte, wurde mit Panzerabwehrgeschützen in den unterirdischen Gang geschossen. Nach einigen Schüssen ergaben sich die etwa 800 Verteidiger zusammen mit ihrem Befehlshaber. 400 zur Verteidigung des Rathauses eingesetzte Deutsche ergaben sich, als sie von Schliebens Gefangennahme überzeugt waren.

Hitler war ausser sich vor Wut über den Fall von Cherbourg. Er hatte erwartet, dass Schlieben die Stadt verteidigen würde, bis er und alle anderen getötet waren. Schlieben gab später den Truppen die Schuld. «Ihr Kampfgeist kann nur als viel zu gering bezeichnet werden», schrieb er. «Man kann von Russen und Polen nicht erwarten, dass sie in Frankreich kämpfen, um Deutschland gegen die Amerikaner zu verteidigen.»

Am letzten Junitag – zwei Wochen später als geplant – war Cherbourg in amerikanischer Hand. Die 9. Division säuberte das nahe

gelegene Cap de la Hague von den letzten feindlichen Verteidigern. Doch zunächst war der so heftig umkämpfte Hafen für die Sieger wertlos. Die Deutschen hatten zwar kapituliert, aber den Hafen so stark zerstört und vermint, dass die Alliierten ihn vorerst überhaupt nicht nutzen konnten. Konteradmiral Walther Hennecke, der diese Zerstörung inszeniert hatte, wurde zusammen mit Schlieben gefangen genommen, dennoch verlieh Hitler ihm das Ritterkreuz, da seiner Meinung nach die Tat des Admirals «ohne Beispiel in der Geschichte der Küstenverteidigung» war.

Der Hafen war ein Trümmerhaufen. Überall lagen Minen. Gesunkene Schiffe blockierten die Hafenbecken. Das Stromnetz des Hafens und die Maschinen in den Docks waren zerstört. Die Kai-Anlagen waren beschädigt, Kräne umgekippt und unbrauchbar. Der Wellenbrecher war so durchlöchert, dass das Meerwasser hindurchspülte. Drei Wochen intensiver Instandsetzungsarbeiten würden nötig sein, bevor man den Hafen wieder in Betrieb nehmen konnte. Erst im September würden alle Schäden beseitigt sein. Unterdessen musste der Nachschub für die alliierten Truppen auf dem Kontinent weiterhin vornehmlich über die Küsten der Normandie eingeschleust werden.

Am 20. Juni begann Hitler mit seiner Offensive, durch die die Alliierten «ins Meer zurückgeworfen» werden sollten. Ein heftiger Gegenangriff sollte Ende Juni gegen Bayeux vorgetragen werden, an der Nahtstelle zwischen der amerikanischen 1. Armee und der britischen 2. Armee. Den Angriff sollte das II. Panzerkorps, das aus zwei ostfronterfahrenen Panzerdivisionen bestand, zusammen mit zwei Divisionen aus der Heeresreserve und zwei bereits in der Normandie stehenden Divisionen durchführen.

Das Problem war nur, dass das II. Panzerkorps noch nicht zur Stelle war. Die alliierten Jagdbomber und die französische Résistance hatten das Transportnetz schon so weit lahmgelegt, dass das Panzerkorps – ganz zu schweigen von dem dringend benötigten Nachschub – nicht zur Front vordringen konnte. Bevor es seine Ausgangsstellungen beziehen konnte, waren die Briten den Deutschen bereits zuvorgekommen.

Zwei Tage vor Hitlers geplanter Offensive hatte General Sir Bernard L. Montgomery, der Oberbefehlshaber der alliierten Landstreitkräfte, seinen eigenen Plan für den Angriff auf Caen unter dem Decknamen *Epsom* entworfen. General Dempseys 2. Armee sollte die Stadt einschliessen. Der Hauptangriff sollte von dem VIII. Korps unter Generalleutnant Sir Richard O'Connor durchgeführt werden, einem afrikaerfahrenen Kämpfer. Die Italiener hatten ihn 1941 in Libyen gefangen genommen und wenige Tage nach Italiens Kapitulation im September

1943 wieder freigelassen. Bei dem Angriff sollten 60'000 Mann, 600 Panzer und 300 Geschütze eingesetzt werden; sie wurden unterstützt von 400 Geschützen benachbarter Korps und der Marine sowie von Luftstreitkräften. O'Connors Aufgabe war es, den Odon zu überqueren und die Höhen südlich von Caen zu nehmen.

Die meisten der Operation *Epsom* zugeteilten Truppen waren kaum kampferprobt, zeigten aber gehörigen Kampfwillen. Unter den Angreifern war auch die 49. Division, deren Männer als Besatzer in Island gedient hatten und unter dem Spitznamen «Polar Bears» (Eisbären)

bekannt geworden waren. Die Division begann ihren Angriff am frühen Morgen des 25. Juni in dichtem Nebel. Die Deutschen mähten viele Angreifer mit Maschinengewehrfeuer und Panzerbeschuss nieder, aber die Überlebenden gerieten mit dem Feind in einen so erbitterten Nahkampf, dass man sie später die «Butcher Bears» (Schlächterbären) nannte.

Der britische Angriff kam nur langsam voran, obwohl O'Connor eine ganze Panzerdivision in einem schmalen Frontabschnitt einsetzte. Die Panzerkolonne sollte zu den Angriffszielen des Korps jen-



Nachdem sie sich einem Offizier der 9. US-Division ergeben hatten, wurden Generalleutnant Karl Wilhelm von Schlieben (Mitte), Festungskommandant von Cherbourg, und Konteradmiral Walther Hennecke (mit Schirmmütze, rechts), Seekommandant Normandie, am 26. Juni 1944 zum amerikanischen Armeehauptquartier geleitet. Obwohl Hitler ihn später als schlechten Befehlshaber bezeichnete, hatte Schlieben die US-Streitkräfte doch immerhin so lange aufgehalten, bis Hennecke die Hafenanlagen der Stadt zerstört hatte. Schlieben ergab sich, um das Leben von etwa 300 verwundeten Soldaten zu retten, die sich mit ihm in seinem unterirdischen Bunker aufhielten und die an den stärker werdenden Rauchschwaden des Artilleriefeuers zu ersticken drohten.

seits des Flusses durchstossen. Die Panzer blieben jedoch in den Trümmerfeldern der schwer bombardierten Stadt Cheux stecken, und die deutsche Artillerie zwang die zur Unterstützung der Panzer eingesetzte Infanterie, sich einzugraben. Starker Regen setzte ein; britische wie deutsche Panzer blieben im Schlamm liegen.

Im Laufe der nächsten Tage gelang es dem VIII. Korps, einen Brückenkopf auf der anderen Seite des Odon zu errichten und mit einigen Panzern die Höhen jenseits des Flusses zu nehmen. Montgomery und Dempsey waren jedoch beunruhigt über die von ihrer Luftaufklärung gemeldete Panzerkonzentration auf deutscher Seite; ausserdem hatte man bei einem gefangengenommenen SS-Offizier die Pläne von der Bayeux-Gegenoffensive gefunden. Die britischen Generäle beschlossenen daher, ihren Angriff abubrechen und ihre Stellung in Erwartung des deutschen Gegenschlags auszubauen. Diese Entscheidung sollte sich als klug erweisen.

Als die Deutschen am 29. Juni zum Schlag ausholten, waren die Briten vorbereitet. Die sechs Panzerdivisionen der deutschen Angriffsspitze wurden von der britischen Panzerabwehr und dem massiven See- und Luftbombardement ausgelöscht. Schon die in der Nähe einschlagenden 40,6-cm-Granaten erschütterten die Panther- und Tiger-Panzer derart stark, dass sie wie Spielzeuge umkippten. Schwere Bomber nahmen die Stadt Villers Bocage unter Beschuss und hinterliessen ein wüstes Trümmerfeld, durch das die deutschen Panzer nicht zum Angriff vorrücken konnten.

Unter dem heftigen Abwehrfeuer der Briten wurde die Kraft des deutschen Angriffs an einem Tag gebrochen. Rommels Hauptquartier meldete zwar einen «vollständigen Verteidigungserfolg» – der Angriff auf Caen war vereitelt worden –, aber das entsprach nicht den Vorstellungen des Führers. Die deutsche 7. Armee hatte jetzt schon die Kräfte geopfert, die man für den entscheidenden Angriff bei Bayeux zusammengezogen hatte, um die alliierten Truppen ins Meer zurückzuwerfen.

Rundstedt und Rommel waren ohnehin überzeugt, dass die Deutschen nicht mehr fähig sein würden, die Initiative wieder an sich zu reissen. Als O'Connor zum Angriff überging, hatten sie empfohlen, sich auf strategische Abwehr zu beschränken, «sowenig erstrebenswert das auch sei», wie Rundstedt sich ausdrückte. Als Hitler seine Feldmarschälle am 29. Juni traf, schlug Rommel vor, eine neue Verteidigungslinie entlang der Seine zu errichten. Erwies darauf hin, dass man die jüngste britische Offensive nur bedauerlicherweise durch den Einsatz der für die Offensive bei Bayeux vorgesehenen Kräfte habe aufhalten können.

Hitler entgegnete darauf mit einer Tirade, dass die Panzer die Briten wie vor Dünkirchen in die Flucht hätten schlagen sollen. Bei gleich-

zeitigem Einsatz der V-1-Raketen über London hätte der Angriff die Briten gezwungen, um Frieden zu bitten. Für eine deutsche Offensive sei es noch nicht zu spät, erklärte der Führer – unter der Voraussetzung allerdings, dass «Truppen und Nachschub mobilisiert werden können».

Auf jeden Fall waren die Alliierten anscheinend nicht in der Lage, aus ihrem Landekopf auszubrechen, und man dürfe ihnen unter keinen Umständen auch nur eine Handbreit überlassen. Kein Gedanke an strategischen Rückzug. «Wir dürfen es nicht zulassen, dass es zum Bewegungskrieg kommt», sagte Hitler, «weil uns der Feind bei Weitem an Mobilität übertrifft... Deshalb hängt alles davon ab, den Feind in einem Zermürbungskrieg zu schwächen und zurückzudrängen.»

Entmutigt von Hitlers pathetischen Reden, kehrten Rundstedt und Rommel nach Frankreich zurück. Die Lage verschlechterte sich nun zusehends. Die Verluste auf deutscher Seite konnten durch Nachschub nicht mehr ausgeglichen werden. Die deutschen Fahrzeuge benötigten täglich etwa 750'000 Liter mehr Treibstoff, als vorhanden waren. Auch sonst liess die Versorgung zu wünschen übrig. Lediglich 350 Tonnen Nachschub erreichten täglich die Front, da das Transportwesen weitgehend lahmgelegt war. 2'000 Tonnen wären nötig gewesen.

Am 1. Juli unternahm die deutsche 7. Armee einen weiteren Versuch, den britischen Brückenkopf jenseits des Odon zu beseitigen. Wegen schwerer Regenfälle konnten die alliierten Jagdbomber allerdings nicht starten. Der Angriff wurde daher vor allem durch massives Artilleriefeuer abrupt zum Stehen gebracht. Rundstedt sah in dem Scheitern des Angriffs einen weiteren Beweis für die Sinnlosigkeit des deutschen Einsatzes. Er rief den Chef des OKW, Feldmarschall Wilhelm Keitel, an und schilderte ihm die Lage.

«Was sollen wir denn tun? Was sollen wir denn tun?» fragte Keitel bestürzt. «Frieden schliessen, ihr Narren! Was denn sonst?» antwortete Rundstedt kurz angebunden.

Keitel berichtete Hitler von dieser Unterredung, und einen Tag später traf der Adjutant des Führers in Rundstedts Hauptquartier in Saint-Germain-en-Laye bei Paris ein und übergab Rundstedt das Eichenlaub zum Ritterkreuz und ein höfliches Handschreiben des Führers, mit dem er seines Postens enthoben wurde.

Rundstedt wurde durch Generalfeldmarschall Günther von Kluge ersetzt, den Hitler als einen Mann schätzte, der Befehlen gehorchte und den Mund zu halten verstand. Kluge hatte den deutschen Vorstoss an den Ärmelkanal im Jahre 1940 befehligt und an der russischen Front gedient, bevor er jetzt den Oberbefehl im Westen übernahm. Bei Übernahme des Kommandos verpflichtete er sich, «die jetzige Verteidigungslinie bedingungslos zu halten».

Für diese Aufgabe standen die 7. Armee unter dem SS-Generaloberst Paul Hausser und die von Generalleutnant Heinrich Eberbach geführte Panzergruppe West bereit. Insgesamt verfügten sie über sechs Korps und fast 500 Panzer. Das Gros der Soldaten und fast alle bis auf 70 Panzer standen südlich von Caen tief gestaffelt in drei Verteidigungslinien, um die Ebene von Falaise zu decken. Der Rest lag dem amerikanischen Frontabschnitt südlich von der Halbinsel Cotentin gegenüber, wo Hecken und Sümpfe die Verteidigung begünstigten.

Am 4. Juli griff Dempsey mit dem Ziel an, Caen ein für allemal einzunehmen. Von Flammenwerfern, 428 Feldgeschützen und den 40,6-cm-Geschützen der Schlachtschiffe im Ärmelkanal unterstützt, eröffneten die Kanadier von der 3. Infanteriedivision die Schlacht und stiessen zum Flugplatz von Carpiquet bei Caen vor. Am ersten Tag nahmen die Kanadier das Dorf Carpiquet und die Hangars am Nordrand des Flugplatzes ein. Der Südteil des Flugplatzes blieb weiterhin in deutscher Hand. Die 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend», die ihre Unerfahrenheit durch ungestümen Kampfeinsatz wettmachte, unter-

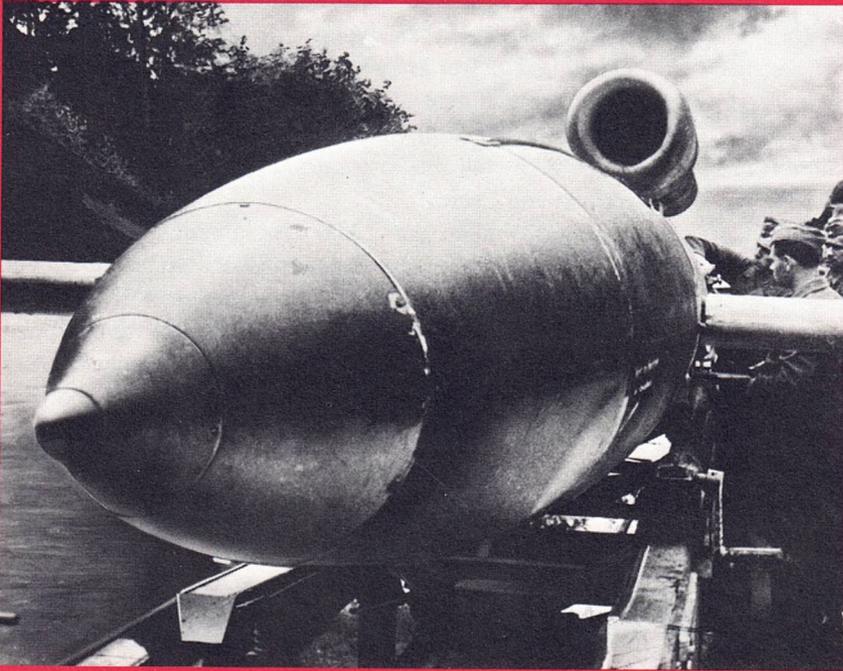
nahm am 5. Juli mehrere Gegenangriffe. Dabei gelangen ihr einige Einbrüche in kanadische Stellungen, doch insgesamt wurden die deutschen Angriffe durch Artilleriefeuer und die Jagdbomber der britischen Luftwaffe erfolgreich abgewehrt.

Der Flugplatz war immer noch in deutscher Hand, als am 7. Juli der Hauptangriff gegen Caen losbrach. Nach vernichtender Feuervorbereitung der Artillerie- und Luftstreitkräfte stiessen drei Divisionen der Alliierten mit insgesamt 115'000 Mann zum nördlichen Stadtrand von Caen vor.

Wenige Minuten vor 22.00 Uhr allerdings flogen etwa 500 viermotorige Bomber über die angriffsbereiten britischen Verbände und warfen 2'230 Tonnen Bomben über dem Stadtrand ab. Die Wucht des Bombardements schlug auf die alliierten Truppen selbst zurück. Im Zielgebiet befanden sich relativ wenig Deutsche. Sie hatten sich in einem weitverzweigten Netz von Schützengräben verschanzt, das zu nahe an den britischen Verteidigungslinien lag, um bombardiert werden zu können. Die meisten Deutschen waren daher von dem Bombardement nicht betroffen, wohl aber die Bevölkerung der Stadt. Zudem hinterliessen die Bombeneinschläge riesige Schutthaufen und



In den Ruinen von La Bijude, knapp vier Kilometer nördlich von Caen, geben Soldaten der 59. Division des britischen I. Korps ihren Kameraden beim Vorgehen Feuerschutz. Wegen der schweren Strassenkämpfe, die der 59. Division mehr als 1'000 Mann Verluste brachte, dauerte der Marsch auf Caen 33 Tage länger, als der Invasionsplanungsstab kalkuliert hatte.



Mit einer Tonne Sprengstoff gefüllt, wird eine V1 für ihren Flug nach London fertig gemacht.

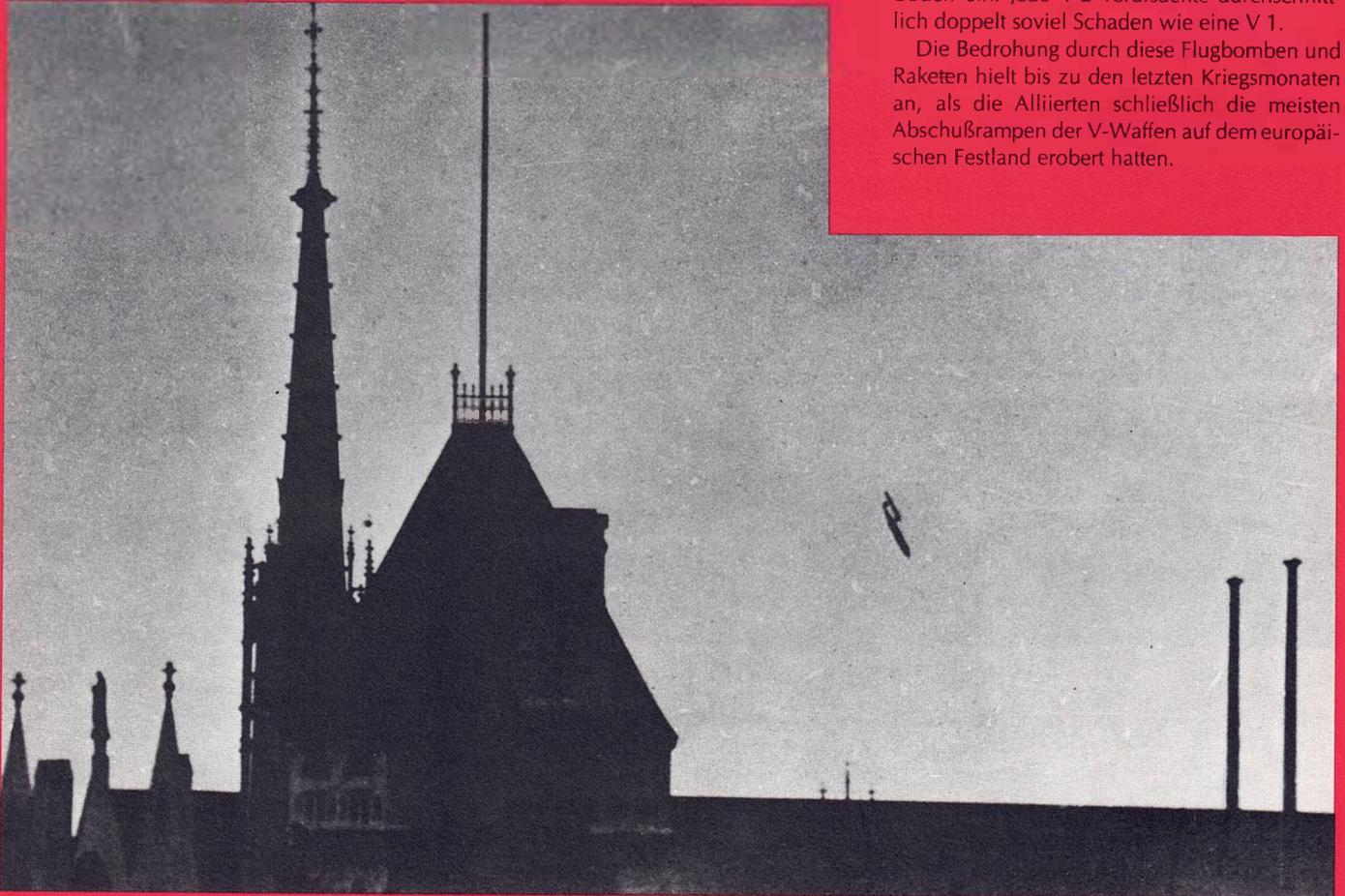
HITLERS WUNDERWAFFEN

In einem letzten, verzweifelten Versuch, die Zivilbevölkerung der Alliierten in Europa zu demoralisieren, setzte Hitler im Sommer 1944 mehr als 10 000 Flugbomben mit Strahltriebwerk zum Beschuß vor allem von Londoner Wohngebieten ein. Die Deutschen nannten ihre beiden neuen Flugkörper V 1 und V 2 – das V stand für Vergeltungswaffen.

Durch die düsengetriebene V 1 wurden allein im Gebiet von London mehr als 6000 Menschen getötet und über 17 000 verwundet. Allerdings konnte die britische Luftabwehr viele V 1 abschießen, denn sie waren laut und ihre Geschwindigkeit von 650 Kilometern pro Stunde so niedrig, daß sie noch gut zu treffen waren.

Gefährlicher, wenn auch wegen ihres minimalen Geräusches weniger furchterregend, war die V 2 – eine 12,9 Tonnen schwere, 14 Meter lange Rakete, die eine Fluggeschwindigkeit von bis zu 6000 Stundenkilometern hatte. Mehr als tausend dieser Raketen schlugen auf englischem Boden ein. Jede V 2 verursachte durchschnittlich doppelt soviel Schaden wie eine V 1.

Die Bedrohung durch diese Flugbomben und Raketen hielt bis zu den letzten Kriegsmonaten an, als die Alliierten schließlich die meisten Abschußrampen der V-Waffen auf dem europäischen Festland erobert hatten.



Eine V1 stürzt herab auf London. Sobald ihr lauter Düsenmotor verstummte, erfolgte wenige Sekunden später der Einschlag der Bombe.

Bombenrichter, so dass es den Alliierten später unmöglich war, die Stadt schnell einzunehmen und die Eroberung operativ zu nutzen.

Trotz der Luft- und Artillerievorbereitung leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand, als der Angriff losbrach. Die Verluste waren auf beiden Seiten hoch. Einige deutsche Stützpunkte widersetzten sich so lange, bis Flammenwerferpanzer schliesslich bis auf Schussweite heranrückten und sie vernichteten.

Am frühen Morgen des 9. Juli begann SS-Standartenführer Kurt Meyer, Kommandeur der Hitlerjugend-Division, seine Truppen über die Orne auf das andere Ufer zurückzunehmen. Er wollte sich dem geltenden Durchhaltebefehl widersetzen. «Wir hätten in Caen sterben sollen», sagte er später. «Aber man konnte es einfach nicht mit ansehen, wie diese jungen Männer einem sinnlosen Befehl geopfert wurden.» Wenig später genehmigten Rommel und Eberbach den Rückzug. Truppen der kanadischen 3. Infanteriedivision besetzten am gleichen Morgen den Flugplatz von Carpiquet.

Am frühen Nachmittag zogen britische und kanadische Truppen in Caen ein. Die Strassen waren mit riesigen Steinblöcken versperrt. Aus den Ruinen hörte man schwaches Stöhnen. Ungefähr 6'000 Männer, Frauen und Kinder waren umgekommen, Tausende verletzt. «Überall lagen Tote», erinnert sich ein Augenzeuge, «nicht etwa Leichname, sondern einfach nur Teile-Finger, eine Hand, ein Kopf und armselige persönliche Habe wie eine Packung Aspirin, Rosenkranzperlen und durchgeweichte Briefe...»

Die Eroberung von Caen kostete die Briten etwa 3'500 Tote, Verwundete und Vermisste, ausserdem 80 Panzer. Die Panzer konnten leicht ersetzt werden, jedoch nicht die Infanteristen. England war mittlerweile fast fünf Jahre im Krieg und hatte bisher Dreiviertel der Truppen für den Kampf in Europa gestellt. Kampffähige Männer wurden allmählich knapp in England. Die Deutschen waren in einer ähnlichen Situation. Sie hatten 6'000 Mann in der Schlacht um Caen verloren.

Trotz der schmerzlichen Verluste war die Schlacht um Caen doch für die Alliierten von unschätzbarem Nutzen. Montgomery war es gelungen, die meisten deutschen Divisionen im Kampf gegen die britische 2. Armee zu binden und von den Amerikanern im Westen abziehen. Angesichts des erbitterten Widerstands bestand jedoch wenig Hoffnung, dass man die feindlichen Abwehrstellungen im Frontabschnitt von Caen möglichst schnell würde durchbrechen können. Wollte man den Stillstand des alliierten Vormarsches in der Normandie überwinden, würde die 1. Armee unter Bradley diese Aufgabe übernehmen müssen.

Nach dem Fall von Cherbourg hatte Bradley alle seine Kräfte nach Süden verlagert. Zwei wichtige Angriffsziele lagen auf dem Weg der

Amerikaner: zum einen Coutances an der Küstenstrasse etwa 65 Kilometer südlich, wo drei Hauptstrassen und zwei Nebenstrassen zusammenliefen, von denen eine nach Süden entlang der Küste durch Granville nach Avranches, dem Tor zur Bretagne, und ins Herz Frankreichs führte. Das zweite Angriffsziel war das 24 Kilometer östlich von Coutances gelegene Saint-Lô, wo vier Hauptstrassen und vier Nebenstrassen zusammentrafen.

Der Angriff im Süden würde durch den schlimmsten Teil des Heckengeländes geführt werden. Grosse Teile des Gebietes, das Bradley's Truppen durchqueren mussten, waren durch die heftigen Regenfälle der letzten Wochen überschwemmt worden. Die Gegend von Coutances schien jedoch weniger sumpfig als andere Gebiete zu sein, und Bradley stellte sein kampfkraftiges VIII. Korps unter Generalmajor Troy H. Middleton in diesen Frontabschnitt. Das VIII. Korps bestand nunmehr aus vier Divisionen, der 82. Luftlandedivision, der kürzlich verlegten 79., der 90. und der gerade eingetroffenen 8. Division.

Ins Zentrum stellte Bradley Collins das VII. Korps mit einer kampfunerfahrenen Division, der 83., und zwei kampferprobten, der 4. und der 9. Ihre Aufgabe bestand darin, die Strassenkreuzung von Périers einzunehmen und dann in südöstlicher Richtung vorzurücken, um die Landstrasse Coutances-Saint-Lo abzuriegeln.

Auf der linken Seite liess Bradley das XIX. Korps unter dem Befehl von Generalmajor Charles H. Corlett in Stellung gehen. Zunächst würde das Korps nur über eine Division verfügen, die 30., aber die 29. und die 3. Panzerdivision würden später dazustossen. Corlett sollte den Fluss Vire überqueren, von zwei Seiten angreifen, um Saint-Lô einzunehmen.

Der Angriff begann am 3. Juli. In dem Glauben, dass die Deutschen erschöpft seien und sich zurückziehen würden, gingen die Männer vom VIII. Korps voller Zuversicht und Optimismus in den Kampf. Doch sie stiessen auf entschlossenen Widerstand von Seiten der deutschen Truppen. Zudem regnete es stark. Die Elitetruppen der 82. Luftlandedivision kamen zunächst leicht voran, wurden dann jedoch durch heftigen Widerstand aufgehalten. In drei Tagen kämpften sie sich ganze sechs Kilometer voran und verloren dabei etwa 1'200 Mann.

Die östlich von der 82. Division stehende 90. und die 70. verloren zusammen mehr als 4'000 Mann, als sie sechs Kilometer durch das Heckengelände vorstiessen. Beim Angriff im Regen verlor die 90. Division am ersten Tag über 600 Mann und erlitt noch grössere Verluste am darauffolgenden Tag.

Auch die erst kurz zuvor eingesetzte 8. Division hatte ihre Probleme. Zwar galt sie als einer der bestausgebildeten Verbände der amerikanischen Armee, jedoch musste auch sie erst lernen, die feind-

lichen Kräfte zu umgehen und sich ihren Weg durch das Heckengelände zu bahnen.

In zwölf Kampftagen rückten die vier Divisionen des VIII. Korps gut zehn Kilometer vor bei 10'000 Mann Verlusten. Unterdessen machte die 83. Division im Frontabschnitt des VII. Korps am 4. Juli einen Vorstoss in Richtung Périers. Der Boden war sumpfig, und die Hecken hier waren noch dichter als sonst. Von Anfang an ging fast alles schief. Der unsichtbare Feind machte den Angreifern zu schaffen. Überall schienen deutsche Infanteristen versteckt zu sein, und oft erwiesen sich die Hecken als unüberwindliche Hindernisse. Panzer zerstörten Telefonleitungen, die Verbindung zwischen den Befehlshabern und ihren Verbänden riss ab, ein Regimentskommandeur wurde erschossen, und Scharfschützen schossen Pioniere nieder, die die Minenfelder räumen wollten. Unter ungeheuren Anstrengungen rückte die Division knapp 200 Meter vor. Dabei machte sie sechs Gefangene und verlor 47 Mann. 815 wurden verwundet, 530 vermisst. (Als wenn er ahnte, wie schlecht es seinen Gegnern erging, schickte der deutsche Kommandeur eines Elite-Fallschirmjägerregiments den Amerikanern gefangenegenommenes Sanitätspersonal zurück.)

Die Deutschen konnten jedoch nicht überall sein. Die Schlacht setzte auch ihnen schwer zu. Dem XIX. Korps wurde dies am 7. Juli klar, als es eine Schwachstelle in den deutschen Verteidigungslinien entdeckte. Eines der ersten Kampfziele der 30. Division war das an der Nord-Süd-Strasse nach Saint-Lô an einer Wegkreuzung gelegene Dörfchen Saint-Jean-de-Daye. Um das Dorf einzunehmen, mussten die Truppen der 30. Division von Norden her den Vire-et-Taute-Kanal und von Osten her den Fluss Vire überqueren, was die Deutschen zu verhindern suchten. Doch ihr Widerstand war so schwach, dass der Kommandierende General, General Corlett, einen schnellen Vorstoss nach Süden in Betracht zog. Bradley gab ihm dafür die 3. Panzerdivision, und Corlett befahl deren Kommandeur, Generalmajor Leroy H. Watson, in Airei die Vire zu überqueren und in einem «Gewaltmarsch» so weit wie möglich nach Süden vorzustossen. Ziel war die knapp fünf Kilometer entfernte, hundert Meter hohe Anhöhe «Hauts-Vents», die die Brücke über die Vire und die nach Saint-Lô von Nordwesten führende Hauptstrasse beherrschte.

Die Vorausabteilung der Panzerdivision, Kampfgruppe B unter Brigadegeneral John J. Bohn, musste die Vire an der gleichen Stelle überqueren wie vor ihr die 30. Infanteriedivision. Das bedeutete, dass eine mehr als 30 Kilometer lange Kolonne mit 60'000 Soldaten, 800 Fahrzeugen und Wagenanhängern über die einzige Brücke bei Airei marschieren musste – in einem Gebiet, das bereits von Truppen der 30.

Division und Kriegsgerät vollgepfropft und zudem ständigem Feindbeschuss ausgesetzt war. Für diese Aufgabe standen nur unerfahrene Truppen und Offiziere zur Verfügung, wobei keine Zeit war, die Truppenbewegungen der Panzerdivision durch das von der Infanterie besetzte Gebiet zu koordinieren.

Ursprünglich sollten Bohns Kampftruppen nach Überquerung der Vire-Brücke auf der Hauptstrasse vorgehen. Die Panzer sollten die Landstrasse entlangpreschen, die Brücke einnehmen und dann südwärts vorstossen, um für den weiteren Vormarsch eine gute Ausgangsposition zu schaffen. General Watson, der Kommandeur der 3. Panzerdivision, fürchtete jedoch, dass die Panzer auf dieser Route einem Flankenangriff der Deutschen ausgesetzt sein würden. Er befahl deshalb, dass Bohn sich sofort nach Überquerung der Brücke nach links wenden und auf einigen unbefestigten Landstrassen und Feldwegen bis etwa fünf Kilometer unterhalb von Saint-Jean-de-Daye vorstossen sollte.

Diese Entscheidung sollte zu einer fast unglaublichen Folge von Fehlern, Missgeschicken und Verzögerungen führen und die Karriere des glücklosen Bohn bei der Armee beenden. Das Unglück begann damit, dass die Panzer auf die Felder ausweichen mussten, weil die unbefestigten Strassen und Feldwege zu schmal waren. Die Panzer versanken hoffnungslos im Schlamm des Heckengeländes. Pioniere und Planierdraht mussten hinzugezogen werden, um ihnen den Weg durch das dichte Gebüsch zu bahnen.

Am ersten Tag schaffte Bohns Kampfverband nur gut zwei Kilometer. Hinter ihnen blieben acht Infanteriebataillone, vier Panzerbataillone und drei Artilleriebataillone im dichten Gestrüpp des Heckengeländes stecken. In dem Durcheinander schossen Panzersoldaten der 3. Panzerdivision und Infanteristen der 30. Division aufeinander, wobei 16 Soldaten getötet wurden.

Um diesem Durcheinander Herr zu werden, setzte Corlett den Generalmajor Leland S. Hobbs, Kommandeur der 30. Division, als Befehlshaber über alle Truppen im Brückenkopf ein. Am 9. Juli stellte Hobbs Bohn ein Ultimatum: Entweder er nähme Hauts-Vents bis 17.00 Uhr ein, oder er würde seines Postens enthoben. Von Corlett erging an ihn gleichlautende Weisung. Bohn gelang es schliesslich, einige Panzer wieder flottzumachen und acht von ihnen in Richtung Hauts-Vents zu schicken. In der sumpfigen Niederung und den engen Hohlwegen und Pfaden des Heckengeländes kamen sie jedoch nur langsam voran.

Inzwischen drohte den Truppen im Brückenkopf jedoch neue Gefahr. Die Luftaufklärung meldete Corlett und Hobbs, dass starke deutsche Truppenverstärkungen, darunter Verbände der 2. Panzerdivision und die Panzerlehrdivision, auf dem Weg zu diesem Frontabschnitt seien. Wilde Gerüchte kursierten bei den Mannschaften, deren Angst

Die Ruinen der Kathedrale von Notre-Dame ragen aus den Trümmern der Stadt Saint-Lô hervor. Dieser strategisch wichtige Knotenpunkt in der Normandie wurde zu fast 95 Prozent zerstört, bevor die Truppen der 29. US-Division die Stadt am 18. Juli 1944 einnahmen. Die Verwüstung nach mehr als einmonatiger Bombardierung und Granatbeschuss durch die Alliierten wurde durch ein zweitägiges Sperrfeuer deutscher Artillerie und Granatwerfer noch verschlimmert. Saint-Lô war so zerbombt, dass viele amerikanische Soldaten vor Erschütterung verstummten, als sie in die in Schutt und Asche liegende Stadt kamen. Ein Soldat meinte: «Diesen Ort haben wir wirklich zu Tode befreit.»

noch zunahm, als die 2. SS-Panzerdivision die 30. Division in der Nähe von Le Désert angriff. Mit starker Artillerieunterstützung konnte die 30. Division den Angriff abwehren, aber später geriet eine Kompanie des 743. Panzerbataillons in einen Hinterhalt der deutschen Panzerabwehr, was ein Dutzend Panzer und mehr als 40 Mann Verluste kostete.

Es hiess, dass ganze Bataillone eingekesselt würden. Auf der Hauptstrasse südlich von Saint-Jean-de-Daye geriet eine Versorgungseinheit von etwa 200 Mann in Panik und rannte in kleinen Trupps zur Kreuzung zurück.

Unterdessen bogen Bohns acht «verlorengegangene» Panzer in einen Hohlweg ein und verirrten sich in dem Heckengelände. Als sie schliesslich die Hauptstrasse nach Saint-Lô erreichten, wandten sie sich entgegen den Anweisungen nach rechts statt nach links.

Dies sollte sich als verhängnisvoller Fehler erweisen. Sie gerieten dadurch direkt in die Schusslinie des amerikanischen 823. Panzerabwehrbataillons, das seine Geschütze auf beiden Seiten der Hauptstrasse in Stellung gebracht hatte, um Saint-Jean-de-Daye vom Süden her gegen Angriffe zu sichern.

Die Soldaten dieses Bataillons waren nervös, weil sie gehört hatten, dass sich deutsche Panzer in dem Frontabschnitt aufhielten. Als auf einer Anhöhe knapp 3'000 Meter von ihnen entfernt die Silhouette eines Panzers auftauchte, meinten sie, es sei ein deutscher Panzer. Sie vergewisserten sich jedoch über Funk beim Hauptquartier, ob sich amerikanische Panzer in dem Gebiet befänden. Die Antwort war nein. Alle Panzer in der Nähe mussten feindliche Panzer sein. Inzwischen waren mehrere Panzer in Sicht gekommen. Mit drehendem Geschützturm feuerten sie MG-Salven, Brisanzgranaten und Granaten mit Aufschlagzündern in die Hecken und Felder am Strassenrand.

Die erste Salve der Panzerabwehrgeschütze, aus etwa 600 Meter Entfernung abgefeuert, traf den Spitzenpanzer und verwundete den Panzerkommandanten. In dem Augenblick hörte Bohn, der die acht Panzer über Funk zu erreichen versuchte, den verwundeten Kommandanten stöhnen und ganz deutlich sagen: «Ich habe schreckliche Schmerzen.»

Der Spitzenpanzer und ein weiterer waren bald kampfunfähig. Bei dem folgenden Schusswechsel wurden zehn Mann von den Panzerbed-



satzungen und den Pakbedienungen verwundet. Die übrigen sechs Panzer machten schnell kehrt und wandten sich südwärts nach Hauts-Vents.

Hobbs meinte jetzt, die Panzer seien inzwischen zu weit voneinander entfernt. Er schickte Bohn die Order, die Panzer sollten an Ort und Stelle haltmachen und sich für die Nachtsammeln. Bohn versuchte, die sechs Panzer über Funk zu erreichen, kam aber nicht zu ihnen durch.

Die kleine Vorausabteilung rumpelte die Strasse nach Hauts-Vents hinunter und kam dort kurz nach Einbruch der Dunkelheit an, gerade rechtzeitig, um von amerikanischen Flugzeugen bombardiert zu werden. Es war geplant, dass diese Flugzeuge Hauts-Vents viel früher angreifen sollten; sie hatten sich aber wegen des schlechten Wetters verspätet.

Bohn hatte inzwischen eine unglaubliche Reihe von Rückschlägen und Enttäuschungen erlebt. Seine Befehle waren durchkreuzt worden, bevor noch seine Panzer die Brücke überquert hatten. Infolgedessen war es zu einem Durcheinander der Panzer mit den Infanteristen der 30. Division gekommen. Die acht Panzer, die sich schliesslich hatten lösen können, waren verlorengegangen. Sie hatten den falschen Weg eingeschlagen und waren von ihren eigenen Leuten beschossen worden.

In jener Nacht enthob Hobbs Bohn seines Postens. «Ich weiss, was Sie persönlich geleistet haben», sagte Hobbs, «aber Sie sind ein Opfer der Umstände geworden.»

Der abgesetzte General war verständlicherweise verbittert. Hobbs hatte ihm die Einnahme von Hauts-Vents befohlen, andernfalls würde er abgelöst. Dann war ihm befohlen worden, den Panzerangriff abzu blasen. Bohn hatte alles versucht, um Kontakt mit den Panzern aufzunehmen, war jedoch nicht zu ihnen durchgekommen, weil deren Funkgeräte nicht funktionierten. Die Panzer hatten zwar Anstalten zum Angriff gemacht, jedoch lediglich mit dem Erfolg, dass sie von amerikanischen Flugzeugen bombardiert wurden. «Sein ganzes Leben bereitet man sich auf den Kampf vor», resümierte Bohn, «und dann fällt alles innerhalb von drei Tagen ins Wasser.» Nachdem Bohn

nun nicht mehr die Panzerdivision, Kampfgruppe B, befehligte, sah es so aus, als sei er aus allem heraus. Es sollte aber noch schlimmer kommen.

In den frühen Morgenstunden des 11. Juli versuchte die Panzerlehrdivision einen Gegenangriff. Er zeigte jedoch nur, dass es den deutschen Panzern im Land der Hecken nicht besser als den alliierten Panzern erging. Der deutschen Division gelang es, an zwei Frontabschnitten in die amerikanischen Stellungen einzubrechen, aber Truppen der kampferprobten 9. Infanteriedivision, die in Tunesien und Sizilien gekämpft hatten, bahnten sich ihren Weg durch die Hecken, umgingen die feindlichen Panzer und griffen sie von hinten an. Sie schnitten den Deutschen dann die Rückzugswege ab, und amerikanische Panzer, Panzerabwehrgeschütze und Panzerfäuste richteten die deutschen Panzer schwer zu. Eine der Einheiten, die in den Gegenangriff mit sechs Offizieren, 40 Unteroffizieren, 198 Mann und 10 Panzern gegangen war, war auf sieben Unteroffiziere und 23 Mann geschrumpft – sie hatte alle Offiziere, 175 Mann und die Panzer verloren.

Der deutsche Gegenangriff war abgewehrt. Das amerikanische XIX. Korps begann seinen Vormarsch erneut, doch musste es vor Erschöpfung nahe der Strasse Lessay-Périers-Saint-Lô haltmachen. Unterdessen musste weiter westlich auch das VII. Korps in Sichtweite dieser Strasse stehenbleiben, nachdem es sich gut zehn Kilometer durch die Hecken gekämpft hatte. Das nur 23 Kilometer entfernte Coutances schien in diesem Augenblick so unerreichbar wie Berlin. Das VII. Korps, das sich durch das schlammige Gelände südlich von Carentan mühselig voranarbeitete, musste etwa sechs Kilometer vor Périers haltmachen.

Der Kampf im Heckengelände hatte mittlerweile so viele Opfer gefordert, dass Bradleys ursprüngliches Ziel – die Strasse von Coutances nach Saint-Lô – unerreichbar schien. Allein um die Frontlinie Lessay-Caumont zu erreichen, hatte die 1. Armee 40'000 Mann-90 Prozent davon Infanteristen-verloren. Bradley war sich darüber klar, dass sich die amerikanische Offensive vollkommen festgefahren hatte.

Es musste bald etwas Entscheidendes geschehen. Mittlerweile hatten die meisten der Angriffstruppen der 1. Armee die Strasse Lessay-Périers-Saint-Lô erreicht. Obwohl sie zum Teil noch durch das mörderische Heckengelände verlief, durch das sich die Männer in den letzten Wochen gekämpft hatten, würde sie als Ausgangspunkt für die nächste Offensive ausreichen müssen.

Bradley hatte bereits seine Vorstellungen über die nächste Offensive. Doch zunächst musste er die Wegkreuzung bei Saint-Lô einnehmen und seine linke Flanke sichern.

Das vor dem 6. Juni hübsche und friedliche Saint-Lô, das ein beliebtes Fronturlaubsziel der deutschen Besatzer gewesen war, lag nach dem Bombardement der Alliierten in Schutt und Asche. Unter den Trümmern waren 800 Zivilpersonen begraben.

Der 29. Division fiel die Aufgabe zu, Saint-Lô einzunehmen. Die Deutschen hielten sich hartnäckig östlich der Stadt auf der Höhe von Martinville, bis das 2. Bataillon des 116. Regiments unter Major Sidney V. Bingham eine Schwachstelle in den deutschen Linien fand und bis auf etwa 1'000 Meter an Saint-Lô herankam. Bingham's Bataillon wurde zwar abgeschnitten, meldete aber über Funk, dass es die Stellung wohl würde halten können.

Im dichten Nebel rückte am nächsten Tag frühmorgens das 3. Bataillon unter Major Thomas D. Howie aus, um Bingham's eingekreiste Truppe zu befreien. Die kampferfahrenen Deutschen wussten, wie günstig Nebel für einen solchen Vormarsch war. Sie verstärkten deshalb ihr Artilleriefeuer und feuerten Maschinengewehrsalven ins Un gewisse. Howie's Männer schlichen sich weiter, ohne das Feuer zu erwidern. Nach mehreren Stunden hatten sie sich schliesslich zu Bingham's Männern durchgearbeitet. Die beiden Einheiten sollten nun bis in die Aussenbezirke von Saint-Lô vorrücken, aber Bingham's Bataillon hatte nicht mehr die Kraft dazu. Der Kommandeur der 29. Division, Generalmajor Charles H. Gerhardt, fragte Howie über Funk, ob er mit seinem Bataillon allein bis an den Stadtrand vorrücken könne. Howie antwortete: «Wird gemacht.» Wenige Augenblicke später wurde er von einem Granateinschlag getötet.

Jetzt waren beide Bataillone vornehmlich durch deutsches Granatfeuer abgeschnitten. Alle Versuche, sie mit Nahrungsmitteln, Munition und Medikamenten zu versorgen, schlugen fehl. Eine Kolonne von Schützenpanzerwagen und Jagdpanzern versuchte, auf den mit liegengebliebenen Fahrzeugen und Pferdekadavern blockierten Feldwegen voranzukommen, wurde aber durch deutsches Sperrfeuer daran gehindert.

In der Nacht vom 17. Juli konnten sich Schützen des 116. Infanterieregiments schliesslich zu den beiden eingeschlossenen Bataillonen durchschlagen. Für den kommenden Morgen war die endgültige Einnahme von Saint-Lô vorgesehen. Eine Kampfgruppe unter dem Kommando von Brigadegeneral Norman D. Cota, dem stellvertretenden Divisionskommandeur, schlug sich im Feuer von Panzerabwehrgeschützen und Granatwerfern zu einem Platz in der Nähe des Stadtfriedhofs durch. Von hier aus stiessen dann Infanterie, Panzer und Panzerabwehr zu den strategisch wichtigsten Punkten der Stadt vor. Um 17.00 Uhr war Saint-Lô nach einigen Scharmützeln in amerikanischer Hand. Beim Vorstoss zur Stadtmitte führten die Soldaten den in die amerikanische Flagge gehüllten Leichnam Major Howie's in einem Jeep mit und bahrten ihn als Symbol für die in Saint-Lô erlittenen Verluste auf einem Trümmerhaufen vor der alten romanischen Kirche Sainte Croix auf. Rings um die Kirche lag die Stadt in Ruinen.

Die Deutschen versuchten in der Nacht einen Gegenangriff, aber ihre Truppen waren so geschwächt, dass er erfolglos blieb.

Wie Caen war nun auch Saint-Lô schliesslich gefallen. Die Alliierten hatten nach den Kämpfen im sumpfigen Heckenland endlich festen Boden unter den Füßen. Aber zu welchem Preis: Die Briten, Amerikaner und Kanadier hatten seit der Landung in der Normandie den Verlust von 122'000 Mann zu beklagen. Die Alliierten hatten dem Feind empfindliche Verluste beigebracht: mehr als 115'000 Tote, Verwundete und Vermisste. Trotzdem waren den Alliierten noch nicht gelungen, die deutschen Verteidigungslinien zu durchbrechen und das übrige Frankreich zu befreien. Dafür würde ein weiterer massiver Angriff nötig sein.



CHERBOURG – EIN TRÜMMERFELD



Vom Fort du Roule aus blickt Generalmajor J. Lawton Collins, der Kommandierende General des VII. US-Korps, auf die gerade eroberten Hafenanlagen von Cherbourg.

DIE RÄUMUNG EINES LEBENSWICHTIGEN HAFENS

Als nach etwa einwöchigem Kampf das VII. US-Korps Ende Juni 1944 den dringend benötigten Hafen von Cherbourg eroberte, glaubten die amerikanischen Pioniere, sie könnten den Hafen in drei Wochen räumen. Bei den Plänen für den Wiederaufbau des Hafens, die man schon ein Jahr zuvor aufgestellt hatte, hatte man auch deutsche Sabotageakte mit in die Kalkulation einbezogen. Daher hatten Taucher monatelang im trüben Wasser der Themse das Aufspüren und Entschärfen von Minen speziell trainiert.

Aber nach der ersten Bestandsaufnahme zeigte sich, dass die Schäden viel grösser waren als zunächst angenommen. Die Deutschen hatten die Hafenbecken und Docks mit mehr als 55 versenkten Schiffen, Schleppern und kleineren Booten sowie umgestürzten Kränen und gesprengten Brücken blockiert. Sie hatten auch Anlege- und Löschplätze einschliesslich den Piers, Kais, Lagerhallen, Eisenbahngleisen und Versorgungseinrichtungen zerstört. Zusätzlich dazu waren 95

Prozent der wichtigen Tiefwasserkaianlagen zerstört, die die Alliierten für ihre Versorgungsschiffe so dringend brauchten, um den Nachschub zu garantieren.

Hunderte von Minen behinderten die Räumungsarbeiten. Sogar die über den Wasserspiegel hinausragenden Teile einer gesprengten Eisenbahnbrücke hatten die Deutschen noch vermint. Um die Alliierten zu verwirren, hatten sie Minenfelder vorgetäuscht, wo es keine gab – und die Hinweisschilder dann mit einer Sprengfalle versehen. Im Wasser war das Problem noch grösser. Man konnte nie wissen, wo oder wann eine Mine detonieren oder was ihre Detonation auslösen würde. Manche Minen waren so empfindlich für Veränderungen im magnetischen Feld, dass sie noch in 40 Meter Tiefe auf ein Schiff reagierten. Während der Räumungsarbeiten gingen mehr als 200 Minen hoch, wodurch drei Minenräumboote und sieben kleinere Schiffe versenkt und drei weitere beschädigt wurden. Mehrere Männer wurden getötet.

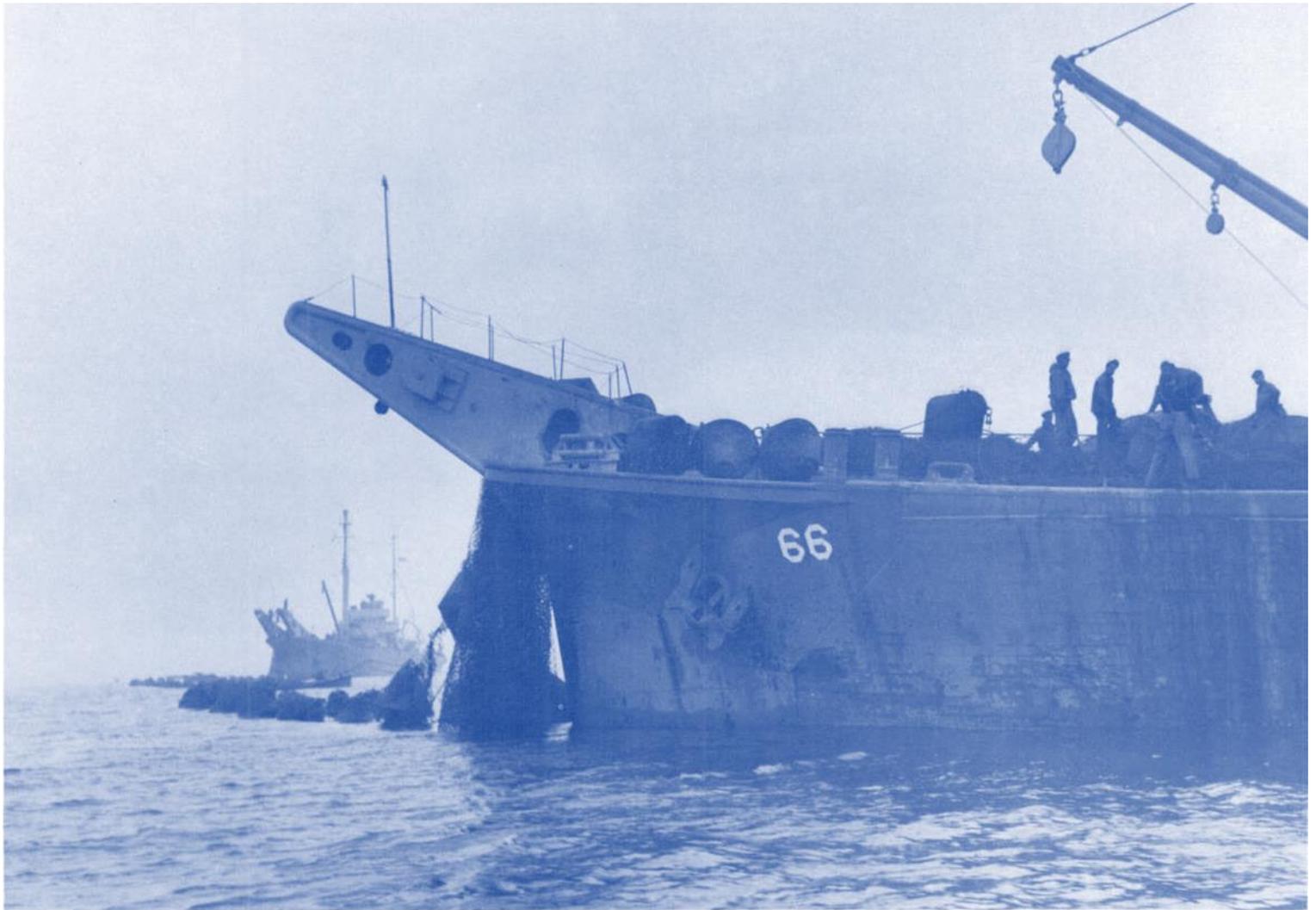
Trotz der Gefahren gingen die Räumungsarbeiten fieberhaft weiter. Am 16. Juli – drei Wochen nach der Eroberung von Cherbourg – löschten vier Liberty-Schiffe den ersten Nachschub im Hafen. Doch es sollten noch viele Wochen vergehen, bevor schliesslich im Hafen von Cherbourg die vom Planungsstab vorgesehenen 7'000 Tonnen Ladung täglich-zehnmal soviel wie in Friedenszeiten – abgefertigt werden konnten.



Am 6. Juli 1944 macht die erste Bergungseinheit der amerikanischen Marine beim Napoleon-Standbild im Hafen von Cherbourg halt. Das Denkmal steht an einem wichtigen Hafenbecken, das von den Deutschen derartig gründlich blockiert und vermint wurde, dass man fünf Wochen für seine Räumung brauchte.

Die Trümmer einer Brücke und eines versenkten Schleppers blockieren eine Einfahrt zum Tiefwasserhafen Avant Port du Commerce, auf den die Liberty-Schiffe in Cherbourg angewiesen waren. Sieben weitere Schiffe - eines davon stark vermint - und ein Schwimmkran versperrten das Hauptbecken des Hafens.





Bei den Instandsetzungsarbeiten holt das US-Schiff «Pinon» zerrissene deutsche Torpedonetze und Bojen ein, um sie durch neue Netze und Bojen zu ersetzen und vorder Hafeneinfahrt zu verlegen.

MINENFALLEN UND BLOCKIERTE HAFENBECKEN

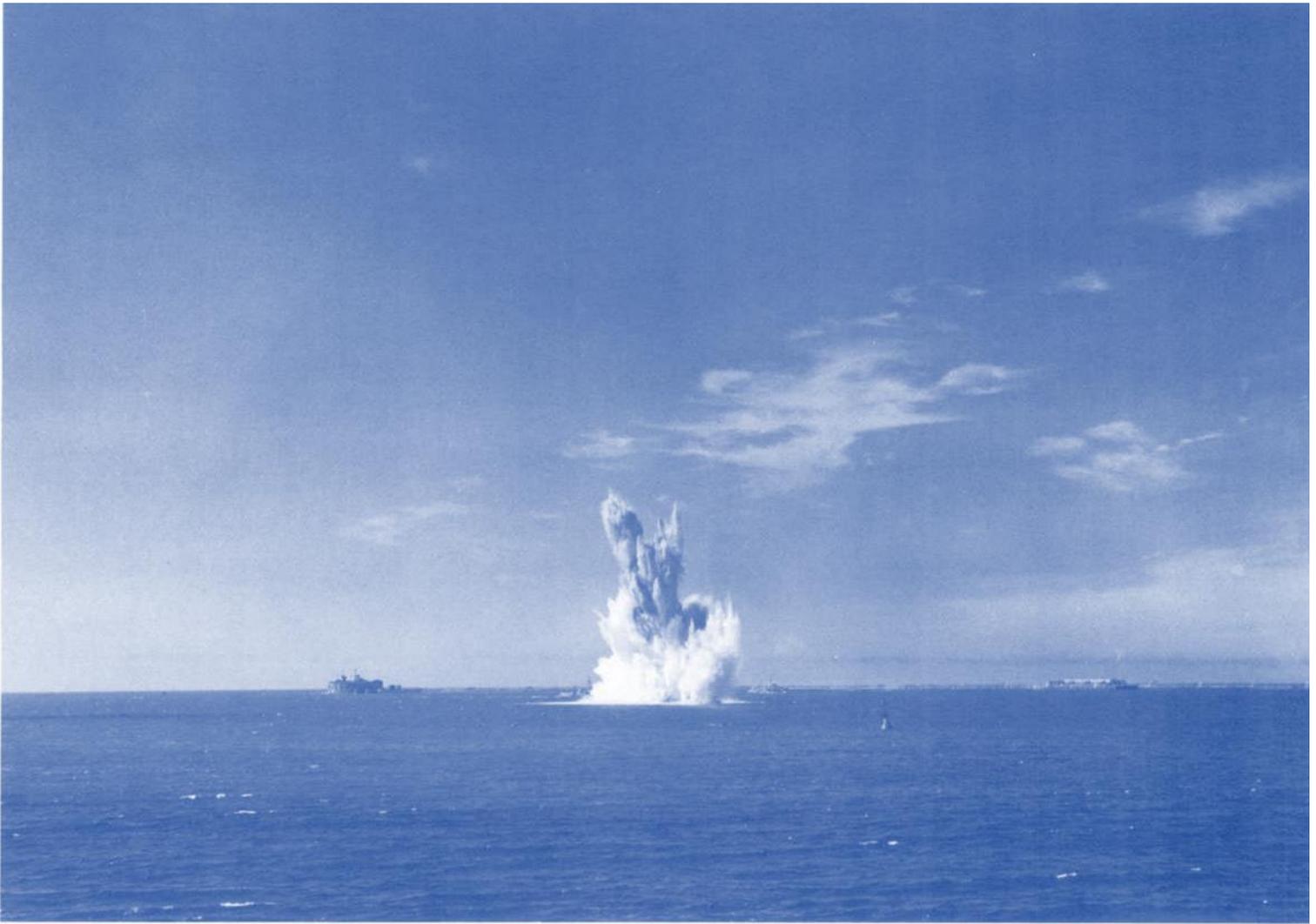
Die Räumung der von den Deutschen zurückgelassenen Wrackteile und Minen im Hafen von Cherbourg erforderte grosse Findigkeit. Während Pioniere Docks bauten und Breschen in die Strandmauer sprengten, um das Löschen der Schiffe zu erleichtern, mühten sich Bergungseinheiten im trüben Wasser ab. Die gesunkenen Schiffe wurden bei Ebbe repariert und leer-gepumpt, so dass sie bei Flut abgeschleppt werden konnten. Liessen sich Schiffe wegen zu grosser Schäden nicht mehr abdichten, wurden sie mit Pontons gehoben, die man bei Niedrigwasser angebracht hatte. Ein gesunkenes U-Boot-Bergungsschiff musste gesprengt werden, damit es in Teilen abtransportiert

werden konnte; und umgestürzte Kräne wurden von Tauchern mit Schneidbrennern zerlegt.

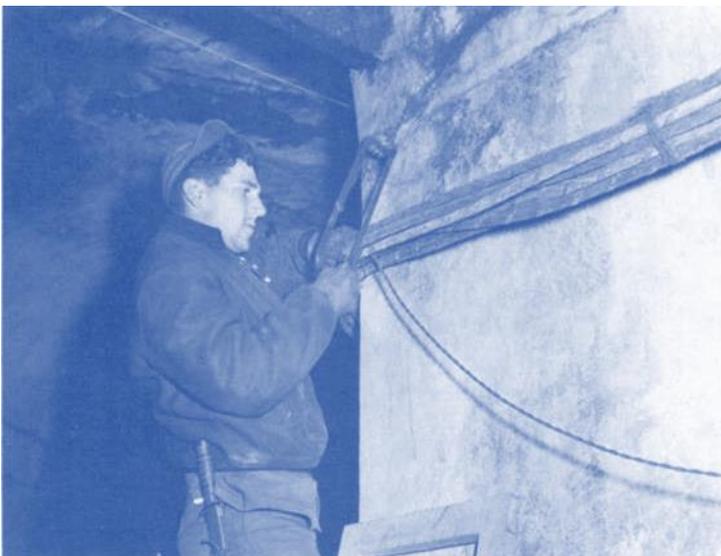
Die Räumung von Minen wurde zum Alptraum. Die Minenräumer hatten nicht nur mit drei Arten von Minen zu kämpfen, die die Deutschen normalerweise verwendeten – Minen, die bei magnetischem, akustischem oder direktem Kontakt mit einem Schiff detonierten –, sondern auch noch mit einer vierten Art, die die Alliierten «Katies» nannten. Diese in Beton eingelassenen Mechanismen lagen etwa vier bis sechs Meter tief auf dem Hafengrund, völlig ausser Reichweite von gewöhnlichen Minenräumfahrzeugen, und explodierten, wenn Schiffe über sie hinwegfuhren. Einige hatte man so eingestellt, dass sie erst detonierten, wenn mehrere Schiffe vorbei gefahren waren. Andere hatten Verzögerungszünder, die erst bis zu 85 Tage nach der Verlegung hochgingen.

Taucher mit Telekontakt zu Begleitbooten auf der Wasseroberfläche brauchten sechs Wochen, um den ganzen Hafengrund nach Minen und Hindernissen abzusuchen. Die Taucher tasteten sich an Leinen entlang, die man zur Orientierung in der Dunkelheit verlegt hatte. Wenn sie eine Mine fanden, identifizierten sie sie durch Abtasten und entschärften sie wenn möglich oder liessen sie an die Oberfläche hieven, wo Scharfschützen sie zur Explosion brachten.

Es schien, als würde man mit der Räumung nie fertig werden. In einem einzigen versenkten Leichter wurden über 65 verschiedenartige Minen gefunden, für deren Räumung allein die Taucher drei Wochen benötigten. Zwei Wochen intensiver Minenräumung waren nötig, um für Schiffe eine schmale Passage zu öffnen, und dreieinhalb Monate, bis man den Hafen dann als sicher bezeichnen konnte.



Eine hohe Fontäne steigt vor Cherbourg auf, als zwei britische Minenräumboote im Juli 1944 eine Unterwassermine detonieren lassen. Jeden Morgen wurden 16 Überläufe durchgeführt, um Minen mit Verzögerungszünder auszulösen.



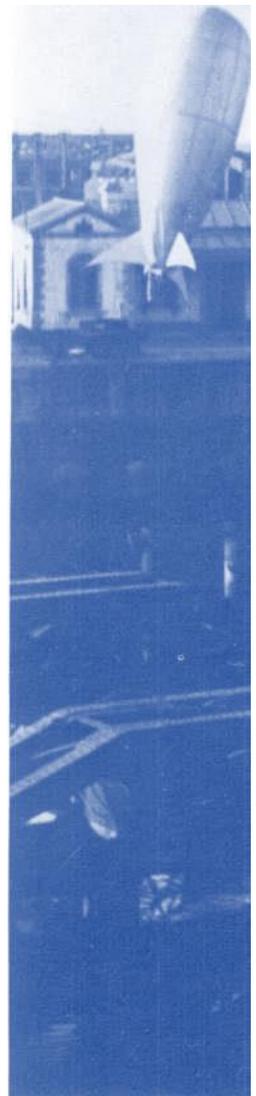
Die Anspannung steht dem Soldaten des US-Marine-Bergungstrupps im Gesicht geschrieben, als er vorsichtig ein Bündel elektrischer Kabel durchsägt, die zum Auslösen der Minen von den Deutschen verlegt worden waren.



Der Soldat eines Sprengkommandos sägt die Zündkappe einer Mine mit Verzögerungszünder durch, die in einem Keller von Cherbourg entdeckt wurde. Über eine Leitung konnte sie schädliche Kampfstoffe auf die Strasse versprühen.



Britische Matrosen helfen einem Spezialminensuchkommando in Cherbourg beim Anlegen von besonderen Taucheranzügen.



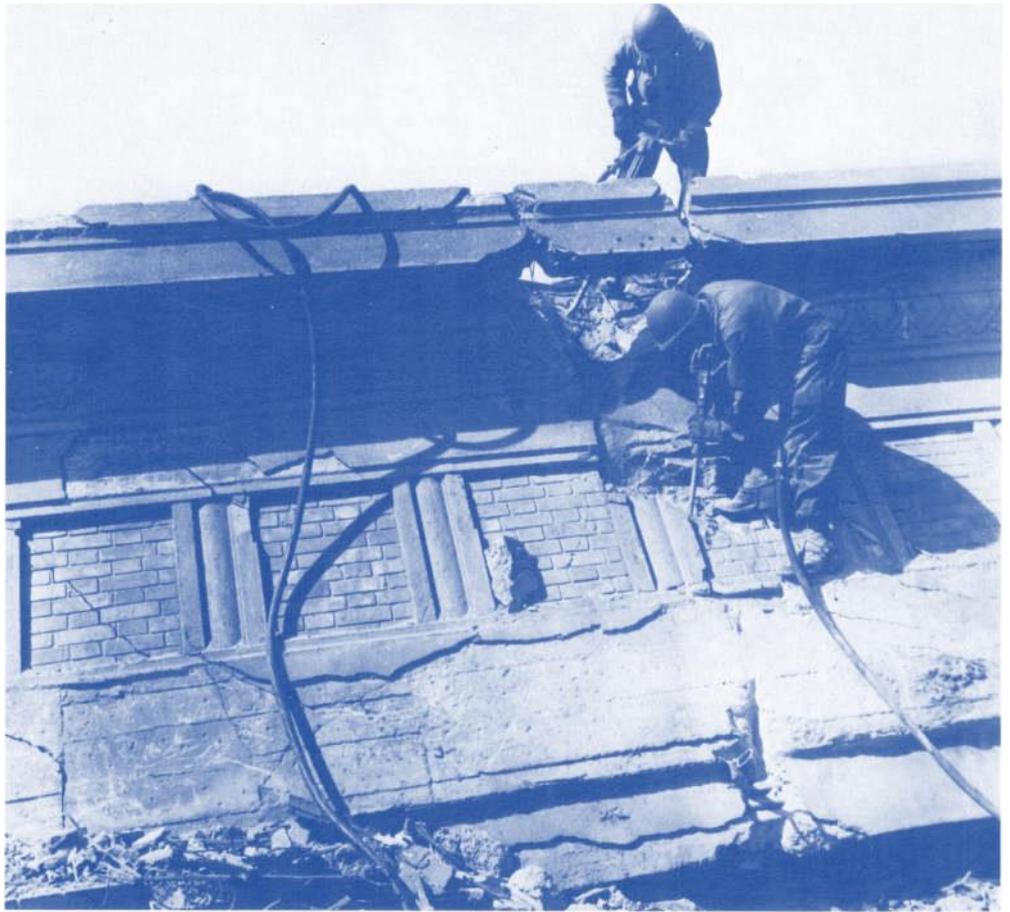
Ein Schiff der US-Marine macht an einem gekenterten 170 Meter langen Walfänger fest, mit dem später ein Pier verlängert wurde.



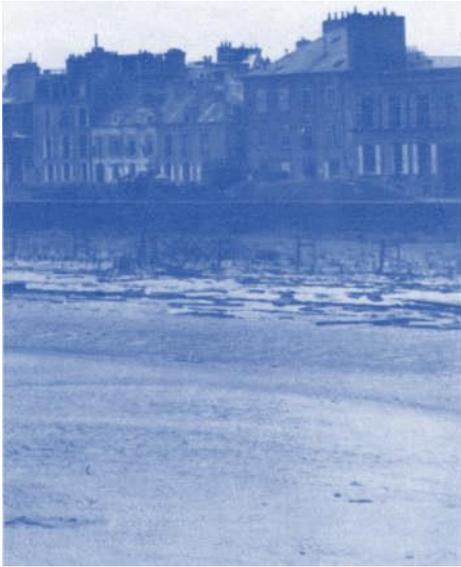
Schwimmkran schwenkt über das Wrack eines 1'500 Tonnen grossen U-Boot-Bergungsschiffs, das den Hafen blockiert. Die Kommandobrücke hat man schon entfernt.



Eine Rauchwolke steigt auf, als US-Pioniere mit Dynamit eine der drei Breschen in die Standmauer sprengen, die eine direkte Anlandung dort ermöglicht.



Bei Aufräumarbeiten auf einem Dock gehen amerikanische Truppen mit Presslufthämmern vor.



Löschkräne säumen einen 1'300 Meter langen Holzpier, der von der alten Strandmauer aus ins Wasser führt.



Aus Mangel an benutzbaren, intakten Tiefwasserkais musste das erste Liberty-Schiff, das im Hafen einlief, seine Ladung über ein Panzerlandungsboot löschen.

DIE SCHWIERIGE AUFGABE, DEN NACHSCHUB ZU SICHERN

Die Alliierten brauchten so dringend Nachschub, dass sie es sich nicht leisten konnten, darauf zu warten, bis der Hafen von Cherbourg von Minen, Hindernissen und Schutt vollständig geräumt war. Sobald man Mitte Juli eine Zufahrt durch den Hafen geöffnet hatte, begannen die Schiffe mit dem Löschen ihrer Ladung. Landungsboote und Amphibienfahrzeuge brachten die Versorgungsgüter von den Schiffen an Land.

Doch selbst wenn sie um 100 Prozent überladen waren, was oft vorkam, schafften die amphibischen Leichter nur einige tausend Tonnen Nachschub pro Tag, was den Bedarf der Alliierten bei Weitem nicht deckte. Tiefwasserkaianlagen, wo Schiffe direkt Ladung löschen konnten, mussten dringend geschaffen werden.

In Tag- und Nachtarbeit räumten und reparierten Pioniere innerhalb von vier Tagen einen schwerbeschädigten Wellenbrecher, den Digue du Hornet. Dann errichteten sie fünf Holzpiers entlang dem Wellenbrecher und füllten die Zwischenräume aus, so dass ein fortlaufender Kai von 800 Meter Länge entstand. Danach legten sie Gleise, damit Eisenbahnfähren direkt Anschluss hatten. Am 9. August machte das erste Liberty-Schiff am Kai fest.

Im November fertigte Cherbourg schon mehr als 12'500 Tonnen Nachschub pro Tag ab – 5'000 Tonnen mehr als geplant. So war Cherbourg zum wichtigsten europäischen Versorgungshafen geworden, in dem die Hälfte des von den amerikanischen Streitkräften angelandeten Nachschubs gelöscht wurde.



Kabel für die amerikanische Fernmeldetruppe werden auf ein DUK-W, einen Amphibien-LKW, verladen.



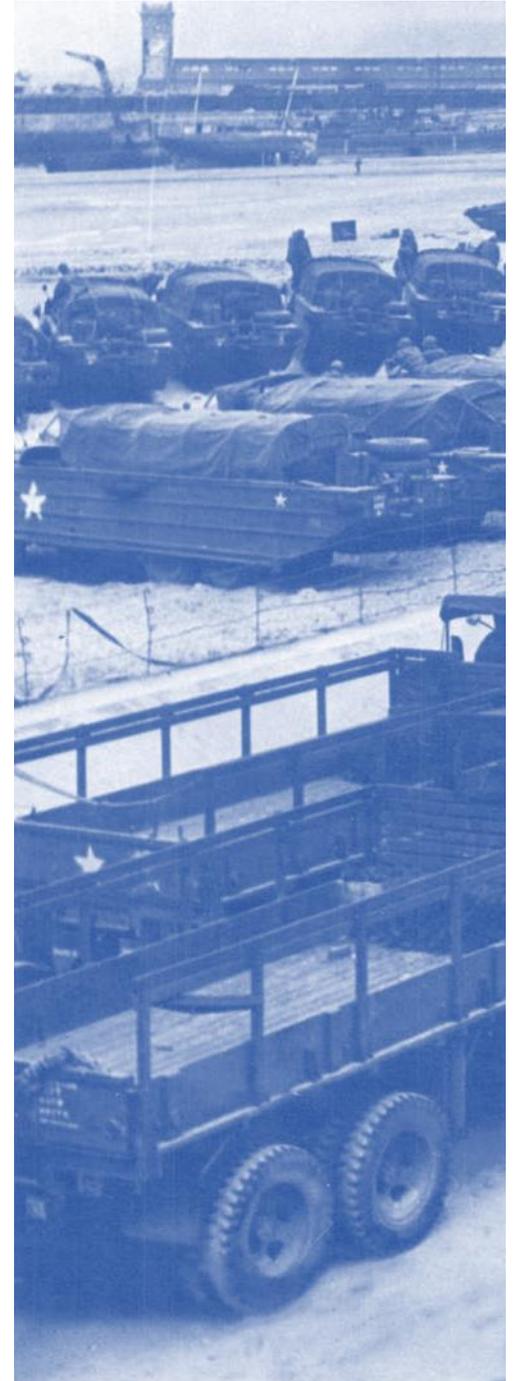
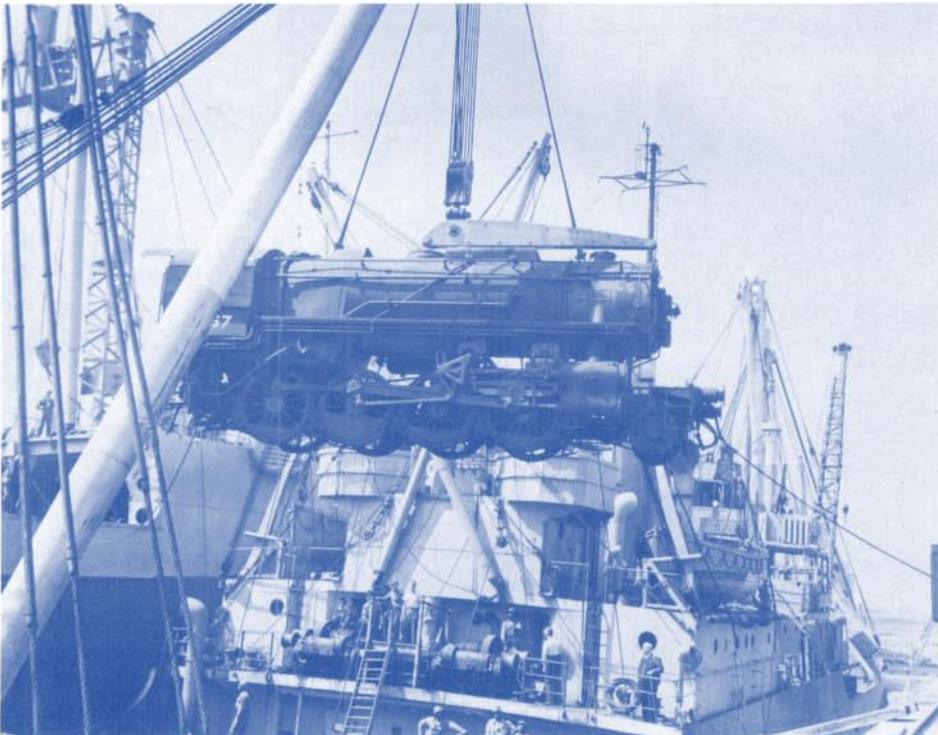
Ein schwer beladenes DUK-W fährt langsam durch die Dünung auf den Landeplatz am Strand zu.



Ein britisches Eisenbahnfährschiff und zwei Liberty-Schiffe löschen ihre Ladung an einem instandgesetzten Wellenbrecher. Bis Ende August 1944 waren im Hafen von Cherbourg bereits 270'000 Tonnen abgefertigt.

Zweieinhalbtonner-LKWs warten in der Kolonne am Hafen auf neue Ladung. Die Amphibienlastwagen in der zweiten und dritten Reihe sollten die Nachschubgüter von den auf Reede liegenden Schiffen übernehmen.

Knapp einen Monat nach Beginn der Bergungsarbeiten wird eine Lokomotive von dem Trajekt «Texas» von einem längsseits liegenden Kranschiff an Land gehievt. Leichtere Eisenbahnwaggons liess man direkt auf die Gleise rollen.





2

**General Bradley plant den Ausbruch aus den Landeköpfen
Bombentepiche auf Caen Montgomery erklärt den Durch-
bruch für gelungen Verhängnisvolles Missverständnis bei
den Alliierten Luftoperation «Cobra» US-Bomben treffen
die eigenen Truppen
Kraterlandschaft an der Front
Deutsche Fahrzeugkolonnen, ideale Ziele für alliierte Bomber**

Während sich die amerikanischen Truppen noch durch das Hecken-
gelände nördlich von Saint-Lô kämpften, gab General Bradley, der
Oberbefehlshaber der 1. US-Armee, seinem Adjutanten, Major Ches-
ter B. Hansen, einen Auftrag von höchster Dringlichkeit. Er sollte ein
groses Messezelt mit einem Holzboden besorgen, es neben dem
Befehlsfahrzeug des Generals aufschlagen lassen und dort die
grösste verfügbare Karte vom Landekopf in der Normandie aufstel-
len, die er auftreiben konnte.

Bradley war mittlerweile der schwierigen und äusserst verlustrei-
chen Heckenkämpfe überdrüssig. General Montgomery wünschte,
dass er eine Möglichkeit fände, aus dem Landekopf auszubrechen.
Nun wollte Bradley die Landkarte so lange studieren, bis er eine Lö-
sung gefunden hatte. Dafür brauchte er eine Karte, auf der jede
Strasse und jede Besonderheit des Gebiets im Landekopf verzeichnet
war. Den Holzboden benötigte er, weil schwere Regenfälle den Bo-
den der Normandie in Morast verwandelt hatten und er vermutlich
vor der Karte viel auf- und abwandern würde.

Als Hansen sein Problem dem Kommandanten des Hauptquartiers
vortrug, begegnete er zunächst einigem Widerstand. «Jetzt verwöh-
nen Sie aber den Alten», war dessen Kommentar. «Hat man jemals
schon von einem Zelt mit Holzfussboden im Felde gehört?» Mit der
Autorität eines Drei-Sterne-Generals hinter sich bekam Hansen aber,
was er wollte. Aus Brettern baute man einen Fussboden, schlug das
Zelt auf und stellte darin eine riesige, 2,5C Meter breite Karte des
Landekopfes Normandie auf.

Bradley verbrachte die nächsten beiden Nächte mit dem Studium
der Karte, zeichnete Divisions- und Korpsabgrenzungen farbig ein
und markierte Strassen und Flüsse. Er wanderte auf und ab und ent-
wickelte schliesslich seinen Plan. Die Truppen der 1. Armee sollten
den Feind auf einer begrenzten Frontbreite angreifen – aber erst,
nachdem schwere Kampfflugzeuge der Alliierten die Deutschen so
massiv bombardiert hatten, dass sie bei einem Angriff der Landstreit-
kräfte zu keiner Verteidigung mehr fähig sein würden.

Die Operationen zu Lande und in der Luft mussten mit grösster
Präzision koordiniert werden. Damit der Vorteil der Bombardierung
wirklich maximal genutzt werden konnte, musste die Infanterie mög-
lichst nahe am Zielgebiet sein, um sofort nach Beendigung der Luft-
angriffe loszuschlagen. Beim Kartenstudium konzentrierte sich Brad-
ley auf die alte in Ost-West-Richtung verlaufende Strasse Saint-Lô-
Périers. Diese schnurgerade Römerstrasse liess sich für den Luftan-
griff als Grenzmarkierung zwischen den Amerikanern und Deutschen
verwenden, da sie von oben gut erkennbar war. Die Truppen der
1. Armee würden sich allmählich der Strasse nähern und mit etwas
Glück in kurzer Zeit weit genug sein, dass sie sie zum Vorstoss nach
Süden überqueren könnten.

DER DURCHBRUCH

Mit einem Farbstift zeichnete Bradley ein Rechteck von 5,5 mal 2,5 Kilometern südlich der Strasse Périers-Saint-Lô in die Karte ein. Dies sollte das entscheidende Kampfgebiet werden. Die Bomber sollten parallel zur Strasse anfliegen und das Gelände mit einem Bombenteppich belegen. Nach der Bombardierung sollten zwei Infanteriedivisionen die feindlichen Stellungen stürmen, eine grosse Bresche schlagen und die Flanken halten, um einer motorisierten Infanteriedivision den Durchbruch zu ermöglichen. Diese sollte dann auf dem schnellsten Wege die 24 Kilometer bis zum südwestlichen Coutances zurücklegen. Zwei Panzerdivisionen sollten folgen. Während die eine die Ostflanke gegen deutsche Angriffe zu schützen hätte, sollte die andere auf das 48 Kilometer entfernte Avranches vorstossen und dann in die Bretagne eindringen.

Das war der Plan für die Operation, die als Durchbruch in der Normandie berühmt wurde. Bradley bezeichnete die Operation *Cobra* später zu Recht als «die entscheidendste Schlacht unseres Krieges in Westeuropa».

Zwei Tage nachdem Bradley seinen Plan entworfen hatte, rief General Montgomery am 10. Juli seine beiden ranghöchsten Offiziere, General Bradley und General Dempsey von der britischen 2. Armee, zu einer Besprechung in sein Hauptquartier in Zreuilly, in deren Verlauf Bradley Montgomery über den Durchbruchplan informierte. Er erklärte, der Angriff könne erst beginnen, wenn die Munitionsvorräte aufgefrischt und wenn die Truppen der 1. Armee in Reichweite der Strasse Périers-Saint-Lô seien.

Montgomery sah ein, dass Bradley noch Zeit brauchte. Er selbst wollte alles tun, was in seiner Macht stand, um den Erfolg der Offensive sicherzustellen. Er befahl Dempsey, einen «massiven Schlag» im Gebiet Caen-Falaise zu führen. Drei Panzerdivisionen des britischen VIII. Korps – die 7., die 11. und die Garde-Division – sollten vom kanadischen II. und britischen XII. Korps unterstützt werden. Dadurch würden die Deutschen nicht nur mit der Operation *Cobra* zu tun haben, sondern einem doppelten Schlag ausgesetzt sein. Die neue Operation, deren Planung jetzt anlief, bekam den Decknamen *Goodwood*.

Drei Tage später, am 13. Juli, sandte Montgomery an General Eisenhower die Nachricht: «Werde nächste Woche einen sehr grossen Angriff unternehmen.»

Er erklärte, dass die britische 2. Armee im Gebiet südlich von Caen und die 1. US-Armee dann westlich von Saint-Lô vorstossen würden. Der Erfolg der Operation würde weitgehend davon abhängen, «das ganze Gewicht» der alliierten Luftstreitkräfte zur Verfügung zu haben. Wenn alles gut ginge, könnte *Goodwood* zu weitreichenden Ergebnissen führen.

Eisenhower verstand die Nachricht so, als versuche Montgomery einen Durchbruch im Gebiet von Caen, was später noch zu Missverständnissen führen sollte. «Was den Plan anbelangt», so schrieb er, «bin ich zuversichtlich, dass Sie die Früchte Ihrer Arbeit der letzten Wochen ernten werden ... Ich will die Schwierigkeiten und anfänglichen Verluste nicht ausser acht lassen, aber diesmal bin ich äusserst optimistisch und begeistert. Ich würde mich nicht wundern, wenn Sie einen Sieg errängen, gegen den sich manche grosse historische Schlacht wie ein Patrouillenschirmmützel ausnehmen wird.» Montgomery könne darauf zählen, dass Bradley «seine Truppen Tag und Nacht wie der Teufel kämpfen lassen werde, um Ihrem Panzerkorps den Sieg zu ermöglichen».

Am 14. Juli traf Oberstleutnant Christopher Dawnay, ein Adjutant Montgomerys, im Londoner Kriegsministerium zur Berichterstattung über *Goodwood* ein. Er stellte fest: «Das eigentliche Ziel ist die Vernichtung der gegenüberstehenden feindlichen Truppen.» Montgomery beabsichtige nicht, nach Osten vorzustossen und dabei die 2. Armee so auseinanderzuziehen, dass die Flanke nicht mehr sicher sei. Wenn sich allerdings beim Feind Auflösungserscheinungen zeigten, sei Montgomery bereit, «jede Situation auszunutzen». Obwohl Dawnay das Gegenteil versicherte, waren die alliierten Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte aufgrund des Umfangs der von Montgomery angeforderten Unterstützung überzeugt davon, dass er einen Durchbruch versuchen würde. Ein Luftangriff solchen Ausmasses war sicherlich nicht erforderlich, wenn man die deutschen Truppen nur binden wollte.

Goodwood wurde für den 17., *Cobra* für den 18. Juli angesetzt. General Sir Arthur Tedder von der Royal Air Force sagte Montgomery die massive Luftunterstützung zu, die «für den umfassenden und entscheidenden Plan» nötig sei. Tedders Aufgebot war in der Tat beeindruckend – mehr Flugzeuge als jemals zuvor waren beim Zusammenwirken von Luft- und Landstreitkräften zusammengezogen worden. Insgesamt wurden etwa 1'600 britische und amerikanische schwere Bomber sowie weitere 400 mittelschwere Bomber und Jagdbomber angefordert. Sie sollten eine Bombenlast von 7'000 Tonnen über den deutschen Verteidigungsstellungen abwerfen. 2'300 Tonnen waren für das Industriegebiet von Caen bestimmt, wo sich die Deutschen verschanzt hatten, weitere 600 Tonnen für den stark befestigten Ort Cagny südlich von Caen und noch mehr für andere feindliche Stellungen im Angriffsgebiet.

Besonders sorgfältig koordinierte man die Angriffe von Luft- und Landstreitkräften. Es sollten keine Pausen entstehen, in denen sich die Deutschen erholen könnten. Die Kampfflugzeuge durften unter keinen Umständen die Strassen, auf denen anschliessend die Panzerverbände vorrücken mussten, durch Bombentrichter unbefahrbar ma-

chen. Stattdessen sollten sie 120-kg-Splitterbomben verwenden. Nach der Flächenbombardierung sollten die Panzerdivisionen von O'Connors VIII. Korps, unterstützt von 720 Artilleriegeschützen, zwei Bahndämme überwinden und die Höhe von Bourguébus einnehmen, von der die Ebene von Falaise beherrscht wird. Das Gelände in der Ebene war für Panzer wie geschaffen, und die Hauptstrasse hinter der Höhe führte direkt auf das 24 Kilometer weiter südlich gelegene Falaise zu.

Die Deutschen waren dank Feldmarschall Rommel, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, auf die Goodwood-Offensive der Alliierten vorbereitet. Um einen Durchbruch zu verhindern, hatte Rommel seine Truppen in die Tiefe gestaffelt. An der 110 Kilometer langen Front stand den Briten General Eberbachs Panzergruppe West gegenüber, die aus vier Korps mit insgesamt acht Divisionen an der Front und fünf Divisionen in Reserve bestand. Eberbachs Kampfgliederung hatte fünf verschiedene Verteidigungszonen: zuerst die stark verschanzte Infanterie, dann die Panzer, danach ein Gürtel von befestigten Dörfern und die auf der Höhe von Bourguébus in Stellung gebrachten 8,8-cm-Geschütze, Raketenwerfer und Artillerie und schliesslich die ungefähr acht Kilometer dahinterstehenden Reserverdivisionen.

Um die Bereitschaft der Truppen zu überprüfen, inspizierte Rommel am Nachmittag des 17. Juli die Verteidigungsstellungen noch einmal. Auf dem Weg zurück ins Hauptquartier wurde sein Wagen von britischen Jagdfliegern beschossen. Rommel rief seinem Fahrer zu, in Deckung zu gehen, aber die Jäger waren so schnell im Tiefflug über ihnen, dass der Fahrer am Steuer getötet wurde. Der Wagen kam von der Strasse ab, prallte gegen einen Baum, und Rommel wurde herausgeschleudert. Mit einem Schädelbruch brachte man ihn in ein Dorf, das paradoxerweise auch noch Sainte-Foy-de-Montgommery hiess. Er überlebte den Unfall, wurde aber zur Genesung in die Heimat geschickt. Seine glänzende militärische Laufbahn war damit beendet.

Die von Rommel so sorgfältig getroffenen Vorbereitungen wurden am Vorabend der Operation *Goodwood* plötzlich durchkreuzt, weil Hitler auf einmal fest davon überzeugt war, eine Landung der Alliierten in der Nähe der Seinemündung stehe bevor. Hitler befahl Feldmarschall von Kluge, der den Oberbefehl über Rommels Heeresgruppe B übernommen hatte, eine Panzerdivision aus dem Gebiet von Caen nach Lisieux an der Seinemündung zu verlegen. Kluge protestierte beim OKW unter Hinweis auf die Gefahren an der Caen-Front. «Wir sind dort nicht stark genug», sagte er. Er wollte lieber das Risiko einer weiteren Landung der Alliierten eingehen, als die Panzerdivision ihr Bereitstellungsgebiet räumen und an die Küste verlegen zu lassen.

«Ich werde Ihre Meinung dem Führer vortragen», sagte der Stabs-offizier im OKW.

«Lassen Sie das lieber», beeilte sich Kluge zu sagen. «Sic brauchen ihm nichts zu sagen, ich wollte die Angelegenheit blof einmal mit Ihnen durchsprechen.»

Der Luftangriff von *Goodwood* begann am 18. Juli morgens um 5.30 Uhr. Pfadfinder-Flugzeuge der RAF setzten zunächst Leuchtmarkierungen, dann legten 1'000 Lancaster- und Halifax-Bomber einen Bombenteppich. Ein Infanterist, der das Schauspiel beobachtete, während er auf das Ausrücken wartete, schrieb später sein» Eindrücke nieder: «Die Bomber näherten sich majestätisch und mi furchtbarer, unerbittlicher Konsequenz, warfen ihre Bomben ab und kehrten um. Die eben am Horizont aufgehende Sonne schiel auf ihre Tragflächen, als sie abdrehten. Nun schon von Hundertei kleiner Rauchwölkchen umgeben, flogen weitere Bomber mi dröhnenden Motoren unbeirrbar auf ihr Ziel zu. Ab und zu neigt sich ein Bomber auf die Seite und tauchte sanft in die riesige Wolk aus Rauch und Staub, die sich im Süden immer mehr auftürmte. Alle Kameraden waren jetzt aus ihren Fahrzeugen geklettert und startete mit ehrfürchtigem Staunen, bis die letzte Welle ihre Bombe abgeworfen hatte und abdrehte.»

Das Bombardement der RAF dauerte 45 Minuten. Als es vorbei war, krochen die überlebenden Deutschen verängstigt aus ihrei Schlupfwinkeln und fanden Dörfer und Bauernhöfe um sich herum ausgelöscht. In Minutenschnelle mussten sie jedoch wieder in Deckung gehen, als 571 schwere Bomber der amerikanischen 8. Luftflotte das Gebiet überflogen und es bombardierten. ObwoF für die Bombenschützen ein exaktes Anvisieren der Ziele dure Rauch und Staub des vorhergegangenen Luftangriffs schwer wai konnten sie dennoch viele der Sturmgeschütze und viele der Panzergrenadiere in Démouville treffen. Trotz der Intensität der anglo-amerikanischen Bombardements nahm der Kern von General Eberbachs Verteidigungssystem, die 8,8-cm-Geschütze auf der Höhe von Bourguébus, keinen nennenswerten Schaden.

Nach dem Luftangriff griffen kanadische Truppen das Industriegebiet von Caen auf dem anderen Ufer der Orne an. Trotz der sorgfältigen Planung des Luftangriffs konnten die Kanadier wege der Bombentrichter nicht schnell genug vorankommen, so dass di Deutschen Zeit zur Verstärkung ihrer Verteidigungslinien fander Die Kanadier brauchten den ganzen Tag und die halbe Nacht, um das Industriegebiet von feindlichen Truppen zu säubern. Zi gleichen Zeit rückten planmässig die britischen Panzerverbände in Wellen von je 32 aus. Sobald sie in den Staub und Rauch der Bombenabwurfgebietes hineinkamen, geriet zwar ihre Formatio etwas durcheinander, traf dort aber auf wenig Widerstand. Verstörte deutsche Infanteriesolda-

ten stolperten ihnen entgegen und ergaben sich. Andere waren zu betäubt, um mit eigener Kraft aus ihren Deckungslöchern herauszufinden.

Bombentrichter zwangen die Panzer zu Umwegen und verlangsamten ihr Vorrücken. Wo keine Bomben gefallen waren, leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand; viele Panzer wurden getroffen. «Ich schaute mir das Geschehen durch das Periskop fasziniert wie einen Film an», erinnert sich später der Obergefreite Ron Cox. «Dann krachte es plötzlich, ich spürte die Erschütterung. Wir waren zwar nur von einem Streifschuss getroffen worden, aber die Raupenketten waren gebrochen. Der nächste Schuss würde folgen, sobald das feindliche Geschütz wieder geladen war. Wally Herd schrie: ‚Raus!‘ Kaum waren wir ausgestiegen und gebückt vom Panzer weggerannt, da wurde er ein zweites Mal getroffen und ging auch schon in Flammen auf.»

Trotz aller Schwierigkeiten rückte das VIII. Korps etwa fünf Kilometer in wenig mehr als einer Stunde vor. Um Mitternacht schienen die Briten die deutschen Verteidigungsstellungen schon fast durchbro-

chen zu haben. Dann gelangten sie jedoch in Schussweite der Panzerabwehrgeschütze auf der Höhe von Bourguébus. Unter dem schweren Feuer der 8,8-cm-Geschütze wankten sie und wichen zurück. Die Wirkung der Geschütze war so durchschlagend, dass die Deutschen die brennenden britischen Panzer «Tommy-Kocher» und «Ronson-Feuerzeuge» nannten, weil «sie gleich beim ersten Treffer in Flammen aufgingen».

In dieser Nacht wurde die 7. Panzerdivision bei der Überquerung einer Eisenbahnbrücke in der Nähe von Cagny von Flugzeugen der angeblich geschwächten Luftwaffe angegriffen. «Das war schlimmer als die Heckenkämpfe», erinnerte sich der Gefreite Robert Boulton. «Von der Operation *Goodwood* weiss ich nur noch, dass ich eine ganze Nacht lang im Stau auf die Überquerung der Brücke wartete und die nichtexistente Luftwaffe als durchaus existent erlebte. Als wir dann endlich hinüberkamen, brannten überall um uns herum Panzer und Lastwagen.»

Die Verluste der 2. Armee an diesem Tag waren erschreckend hoch. Die kanadischen Truppen, die das Industriegebiet von Caen einnah-



Zwei amerikanische Infanteristen suchen Deckung hinter toten Kühen, als sie sich am 22. Juli 1944 unter schwerem Beschuss auf der Strasse Carentan-Périers vorwärts kämpfen. «Wir haben sicherlich tausend, vielleicht auch zweitausend tote Kühe in der Normandie gesehen», schrieb ein alliierter Beobachter. «Man konnte sich einfach nicht an diesen wiederlich süßlichen Gestank gewöhnen. «Das Vieh auf den Weiden der Normandie wurde grösstenteils durch die Bombenteppiche der Alliierten und das Artilleriefeuer beider Seiten getötet.

men und dadurch schliesslich die ganze Stadt unter Kontrolle der Alliierten brachten, verloren insgesamt 1'500 Soldaten und 200 Panzer. Das britische VIII. Korps, das südöstlich von Caen und bei Cagny angriff, verlor weitere 1'500 Mann und 270 Panzer. In einem Regiment wurden nicht weniger als 57 von 61 Panzern zerstört. Es musste durch ein anderes Regiment abgelöst werden, das in kurzer Zeit weitere 49 Panzer verlor.

Am Abend des ersten Kampftages gab General Montgomery ein Kommuniqué mit dem Wortlaut heraus, dass «am frühen Morgen britische und kanadische Truppen der 2. Armee eine Offensive unternommen haben und in das Gebiet östlich der Orne und südöstlich von Caen durchgebrochen sind». Gleichzeitig sandte er dem Chef des britischen Empire-Generalstabs in London eine optimistische Nachricht: «Operationen heute morgen ein voller Erfolg. Wirkung des Luftangriffs durchschlagend, ein furchtbares Schauspiel.» Er fügte hinzu, es stünden drei Panzerdivisionen im Gelände südlich von Caen und schloss mit den Worten: «Situation sehr vielversprechend; man kann sich kaum vorstellen, was dem Feind jetzt noch für Möglichkeiten bleiben.»

Der britische Angriff wurde am nächsten Morgen wiederholt, brachte aber noch weitere schwere Verluste. Teile der 11. Panzerdivision, die die Höhe von Bourguébus erstürmen wollten, wurden immer wieder von den Deutschen zurückgeschlagen, und die 7. und 11. sowie die Gardedivision wurden auf der Strasse nach Falaise fast voll-

ständig aufgerieben. Noch vor Ende des Tages beliefen sich die Verluste auf 1'100 Mann und 131 Panzer. In einem Verband waren von 63 Panzern nur noch neun einsatzbereit.

Ein weiterer erfolgloser Vorstoss am folgenden Tag, dem 20. Juli, brachte weitere 1'000 Mann Verlust und kostete 68 Panzer. Ein schweres Unwetter, das am Spätnachmittag niederging, verwandelte den Boden südlich von Caen in Morast, so dass die Operation *Goodwood* zum Stillstand kam.

Montgomery begründete diesen Halt damit, dass er mit der Offensive zufrieden sei. Seine Leute waren gut neun Kilometer vorgerückt, hatten 2'000 Gefangene gemacht, das ganze Gebiet um Caen gesichert, 88 Quadratkilometer des feindlichen Gebietes besetzt und Eberbachs Reserven erschöpft. Aber dies alles wurde mit hohen Verlusten erkaufte. Das VIII. Korps hatte über 3'500 Mann verloren. Das kanadische II. Korps hatte eine Verlustziffer von 1'956 Mann. Die Panzerverluste betragen 36 Prozent aller auf dem Kontinent eingesetzten britischen Panzer.

Vor allem hatte die Offensive nicht zu dem Durchbruch geführt, den sich Eisenhowers Stab erhofft hatte. Im Hauptquartier von RAF-General Sir Trafford Leigh-Mallory sprach man sogar von einem «Fehlschlag» Montgomerys. «Siebentausend Tonnen Bomben für sieben Meilen», lautete die bissige Bemerkung eines hohen Offiziers. Eisenhower selbst war wütend; und es gab sogar Gerüchte, dass Montgomery den Laufpass erhalten sollte.



Schwerbewaffnete junge Soldaten der 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend» machten sich zum Kampf bereit. Die vorwiegend aus blutjungen Freiwilligen bestehende Division wurde im Juni 1943 zusammengestellt und erhielt ihre Feuertaufe ein Jahr später in der Normandie. «Die jungen SS-Truppen waren richtige Biester», erinnert sich ein britischer Offizier, «aber wie gute Infanteristen hielten sie tapfer stand.» In den Kämpfen um Caen wurden fast 90 Prozent von ihnen getötet, verwundet oder von den Alliierten gefangen-genommen.

Als Montgomery von dem Aufruhr im Hauptquartier erfuhr, reagierte er sofort. Es sei bei diesem Angriff zu «einigen Missverständnissen» gekommen, sagte er. Er habe nie an einen Durchbruch der feindlichen Verteidigungslinien gedacht, sondern lediglich Falaise bedrohen wollen, um die Deutschen zu binden.

Eisenhower entliess den Oberbefehlshaber der alliierten Landstreitkräfte nicht. Statt dessen unterdrückte er seinen Zorn und schrieb an Montgomery, um sicherzugehen, dass sie «bei den grossen Problemen einer Meinung» seien. Eisenhower äusserte, er sei «äusserst hoffnungsvoll und optimistisch» gewesen, dass *Goodwood* zu einem Durchbruch führen würde, «was aber nicht eingetreten ist». Folglich setze er «seine Hoffnung jetzt auf Bradleys Angriff». Eisenhower drängte Montgomery, dass Dempsey noch einmal angreifen solle, wenn die Operation *Cobra* beginne.

Montgomery antwortete, er habe Dempsey bereits angewiesen, wieder zum Angriff überzugehen, um so den Eindruck eines grossangelegten Vorstosses in Richtung Falaise und Argentan zu erwecken. Eisenhower, dem diese Erklärung genügte, antwortete: «Wir stimmen offensichtlich darin überein, dass sowohl die 1. als auch die 2. Armee weiterhin hartnäckig ihre starken Offensivanstrengungen aufrechterhalten werden.»

Obwohl kein Durchbruch erzielt worden war, hatte man die Deutschen mit der Operation *Goodwood* dennoch gezwungen, ihre Kräfte grösstenteils im Gebiet von Caen zu konzentrieren und dort vier Di-

visionen zu opfern. Das war genau die Absicht, die Montgomerys Abgesandter, Oberstleutnant Dawnay, im Kriegsministerium dargelegt hatte, als er das Ziel der Offensive mit den Worten beschrieb, die «feindlichen Truppen sollten erledigt werden». Da Montgomery aber nach den Kämpfen des ersten Tages das Wort «durchgebrochen» benutzt hatte, war der Eindruck entstanden, *Goodwood* habe den lang erwarteten Durchbruch gebracht. Aufgrund dieser unglücklichen Wortwahl wurde die Operation von vielen alliierten Generalstäblern als Fehlschlag gewertet, obwohl sie durchaus ihr Ziel erreicht hatte.

Einen Tag nachdem der Angriff steckengeblieben war, schrieb Generalfeldmarschall von Kluge am 21. Juli an Hitler, dass «wir angesichts der totalen Überlegenheit der feindlichen Luftstreitkräfte keine Gegenmassnahmen ergreifen können... ausser uns aus dem Kampfgebiet abzusetzen. Ich kam hierher mit dem festen Entschluss, Ihren Durchhaltebefehl um jeden Preis zu erzwingen. Der Preis dieser Strategie ist die sichere Vernichtung unserer Truppen ... Der Nachschub an Kriegsmaterial und Truppen ist unzureichend; Artillerie und Panzerabwehrwaffen sowie Munition lassen mehr als zu wünschen übrig . . . Trotz all unserer Anstrengungen ist der Augenblick nicht fern, in dem unsere schwer bedrängte Abwehrfront zusammenbrechen wird.»

Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtsführungsstabs, las den Brief und schlug dem Führer vor, den Rückzug aus Frankreich in Erwägung zu



Ein verwundeter kanadischer Soldat, dessen Arm vom Photographen dieses Bildes provisorisch verbunden wurde, rennt los, um sich wieder seinen Kameraden beim Angriff auf Colombelles, einem Vorort von Caen, anzuschliessen. Am ersten Tag dieser harten Schlacht verlor das kanadische II. Korps annähernd 1'500 Mann und 200 Panzer.

ziehen. Überraschend stimmte Hitler zu. Bevor man aber den Entschluss in die Tat umsetzen konnte, lebten die Kämpfe wiederauf. Es war der Beginn von *Cobra*, dem zweiten Teil der alliierten Offensive, die wegen Regens um vier Tage verschoben worden war.

Der Erfolg von *Cobra* musste schnell und durchschlagend sein. Liesse man die Deutschen erst Atem holen, so hatte Bradley seinen Stab eindringlich gewarnt, «landen wir genau wieder bei den Heckenkämpfen und kommen nicht vorwärts. Mit diesem Unternehmen müssen wir aufs Ganze gehen».

Um das sicherzustellen, war Bradley am 19. Juli, einen Tag nach dem Luftangriff der Operation *Goodwood*, nach England zu einer Lagebesprechung in RAF-General Leigh-Mallorys Hauptquartier in der Nähe von London gefahren. Was er mit dem massiven und konzentrierten Bombardement des Zielrechteckes erreichen wolle, sei ein «Explosionseffekt». Damit nicht mit tiefen Bombentrichtern übersäte Strassen und Dörfer den Vormarsch verzögern konnten, wollte er keine grösseren Kaliber als 45-kg-Splitterbomben abwerfen lassen. Ausserdem empfahl er Bombenangriffe entlang dem Verlauf der Frontlinie: Die Bomber sollten parallel zur Strasse Périers-Saint-Lô anfliegen statt über die Köpfe der amerikanischen Truppen hinweg. Er riet dringend, den Sonnenstand für die Deckung der Flugzeuge auszunutzen: Bei einem Angriff am Morgen könnten die Bomber von Ost nach West fliegen; sollte der Abwurf nachmittags erfolgen, könnten sie mit der Sonne im Rücken in entgegengesetzter Richtung fliegen.

Es kam Bradley darauf an, dass möglichst wenig Zeit zwischen Bombardierung und Beginn des Bodenangriffs verstrich. Er schlug eine Sicherheitszone von höchstens 1'000 Metern zwischen den Bodentruppen und dem Zielgebiet der schweren, hoch fliegenden Bomber vor, so dass die Truppen sofort die überraschten Deutschen angreifen könnten. Die Kommandeure im RAF-Hauptquartier plädierten für eine Sicherheitszone von knapp 3'000 Metern, gingen dann aber auf einen Kompromiss ein. Die Truppen würden etwa 1'100 Meter zurückgehen. Die schweren Bomber würden nicht näher als 1'300 Meter herankommen. Jagdbomber, die aus geringeren Höhen treffsicher angreifen, sollten den dazwischenliegenden Streifen von 230 Metern abdecken. Als sich die Pläne jedoch konkretisierten, setzten Regenfälle ein.

Während der viertägigen Verzögerung hatte die 1. Armee Ruhepause. Die Männer bekamen warme Verpflegung, konnten duschen, die Kleidung wechseln und erhielten teilweise sogar sehr gutes Essen. «Es war erstaunlich», erzählte später ein Berichterstatter, «wie viele Kühe und Hühner in die Minenfelder liefen ... und als brutzelnde Gerichte im Topf endeten.»



In England klarte das Wetter am Sonntag, dem 23. Juli, auf. Leigh-Mallory setzte das Cobra-Bombardement für den 24. Juli, 13.00 Uhr an und flog selbst am Morgen desselben Tages in die Normandie, um die Operation mitzerleben. Eine Stunde vor dem festgelegten Beginn des Bombardements zogen sich die amerikanischen Truppen im Kampfgebiet wie verabredet 1'100 Meter zurück. Unmittelbar nach ihrem Rückzug stiessen deutsche Truppen auf der Strasse Périers-Saint-Lô vor und richteten Vorposten in dem geräumten Gebiet ein. Der Himmel war bedeckt, und Leigh-Mallory beschloss daher, das Bombardement wegen der schlechten Sichtverhältnisse aufzuschieben. Seine Nachricht erreichte England erst wenige Minuten bevor die ersten Verbände der insgesamt 1'600 Bomber über dem Zielgebiet eintrafen.

Ohne zu wissen, dass sie abdrehen sollten, überflogen die Piloten dreier Jagdbombergeschwader die amerikanischen Truppen und dann die deutschen Stellungen. Viele schwere Bomber waren ebenfalls über die Planänderung nicht informiert worden, doch die Sicht war so begrenzt, dass die ersten 500 Flugzeuge auf das Bombardement verzichteten und lediglich 35 Maschinen des zweiten Verbandes nach dreimaligem Anflug zur Identifizierung ihres Zieles ihre Bomben

abwarfen. Über 300 Bomber der dritten Formation jedoch luden 500 Tonnen Brandbomben und 122 Tonnen Splitterbomben ab, bevor sie umkehrten.

Einige Bomben fielen auch auf amerikanische Stellungen. 25 Soldaten wurden getötet und 131 verwundet. In einigen Einheiten erlitten die Männer einen solchen Schock, dass sie sich nicht mehr von der Stelle rühren konnten.

Bradley war entsetzt. Er hatte erwartet, dass die Bomber parallel zur Strasse und nicht über die eigenen Truppen hinweg anfliegen würden. Er protestierte bei Leigh-Mallory, denn am Ende der Besprechung am 19. Juli habe «die klare Absprache bestanden, dass die Bomber parallel zur Strasse anfliegen sollten». Leigh-Mallory erwiderte, er habe die Besprechung vor diesem Diskussionspunkt verlassen müssen, versprach aber, der Angelegenheit nachzugehen und Bradley zurückzurufen.

Bradley war auch über die Grösse der Bomben konsterniert. Er hatte mit 45-kg-Splitterbomben gerechnet, aber alle abgeworfenen Bomben waren schwerer und hatten grössere Durchschlagskraft.

Das missglückte Bombardement stiftete überall an der Front Verwirrung. General Collins, der Kommandeur des angreifenden VII. US-

Ein mit Zweigen und Tarnnetzen bedeckter 20 Meter hoher Beobachtungsturm, der den umstehenden Bäumen angepasst ist, ermöglicht britischen Artilleriebeobachtern gute Einsicht in das von Deutschen besetzte Gelände bei der normannischen Stadt Cheux. Von der Turmplattform am Rande der dichtbewaldeten Heckenlandschaft konnten die Artilleriebeobachter das Feuer ihrer Batterien besser lenken als vom Boden, wo die vielen Hecken die Sicht stark behinderten.



Der Oberste Befehlshaber der Alliierten Streitkräfte, Dwight D. Eisenhower, (links) trifft am 5. Juli mit den Männern zusammen, die den alliierten Durchbruch planten und ausführten: dem Oberbefehlshaber der amerikanischen Landstreitkräfte im Invasionsbereich, Generalleutnant Omar N. Bradley, (Mitte) und dem Kommandierenden General des VII. Korps, Generalmajor Lawton Collins.

Korps, hatte die Nachricht, dass Leigh-Mallory das Bombardement abgeblasen hatte, erst kurz vor Abwurf der Bomben erhalten. Collins wusste nicht, ob *Cobra* nur verschoben worden war oder doch noch plangemäss ablaufen sollte.

Als er seine Truppen zur Angriffslinie befahl, sah er zu seinem Erstaunen, dass der Feind in das zuvor von den Amerikanern geräumte Gebiet nachgerückt war. Zwei Infanteriedivisionen mussten nun um die Rückeroberung des Gebietes kämpfen, das zuvor ihrer eigenen Sicherheit wegen aufgegeben worden war. Ein Bataillon eroberte eine einzige Heckenreihe, zwei weitere Bataillone kämpften acht Stunden, um ein Widerstandsnest auszuschalten. Unter heftigem feindlichem Artilleriefeuer erlitten alle Einheiten beim Vorstoss schwere Verluste.

Jenseits der Strasse von Périers-Saint-Lô wartete die deutsche Panzerlehrdivision. Der Divisionskommandeur, Generalmajor Fritz Bayerlein, war davon überzeugt, dass das Bombardement einen grösseren Angriff einleitete. Seine Nachrichtenverbindungen waren jedoch so schwer getroffen worden, dass eine geordnete Führung des Abwehrkampfes äusserst schwierig war. Als die Amerikaner die Strasse nicht überquerten, beglückwünschte er seine Truppen, einen grösseren Angriff zurückgeschlagen zu haben. Seine Verluste waren relativ gering, seine Front intakt, seine Reserven unverbraucht. Dann traf Bayerlein eine folgenschwere Entscheidung: Er zog weitere Truppen im rechteckigen Zielgebiet zusammen, weil er nicht wissen konnte, dass erneut massive Bombenangriffe für den folgenden Morgen, den 25. Juli, um 11.00 Uhr angesetzt worden waren.

Die Befehlshaber der Land- und Luftstreitkräfte hatten den Angriff sorgfältig geplant. Über 1'500 Maschinen vom Typ B-17 und B-24 sollten das Zielgebiet überfliegen und 3'000 Tonnen Bomben abwerfen; 400 mittelschwere Bomber sollten weitere 600 Tonnen und 550 Jagdbomber 180 Tonnen Brandbomben und Napalm abwerfen. Das Bombardement sollte von der Artillerie mit 125'000 Schuss verstärkt werden. Damit sich die Tragödie vom Vortag nicht wiederholte, wurden die Bombenschützen angewiesen, über der Strasse von Périers-Saint-Lô keine Bomben abzuwerfen. Ein Aufklärungsflugzeug sollte am frühen Morgen die Sichtweite erkunden. Bei gutem Wetter sollten die Bomber so tief wie möglich anfliegen, so dass die Bombenschützen ihre Ziele ohne Instrumente problemlos würden ausmachen können.

Vor Beginn des Angriffs erhielt Bradley den versprochenen Telefonanruf von Leigh-Mallory. Er gab durch, er habe mit der Air Force Rücksprache gehalten und erfahren, dass der Anflug auf das Operationsgebiet über die Amerikaner hinweg kein Fehler gewesen sei. Der

Planungsstab der Luftstreitkräfte sei gegen einen seitlichen Anflug gewesen, weil man dann das Zielrechteck von der Schmalseite her hätte anfliegen müssen. Die Flugzeuge hätten in dem Fall nicht nur gefährlich eng fliegen müssen, sondern wären der deutschen Flak, die über die ganze Länge des Rechtecks in Stellung gebracht war, länger ausgesetzt gewesen. Falls Bradley auf die Wiederholung des Luftangriffs Wert lege, müsse er mit dem Anflug über die amerikanischen Truppen hinweg einverstanden sein. Zwar war Bradley über diesen Vertrauensbruch der Air Force verärgert, fügte sich aber, da er keine Alternative sah.

Der majestätische Anblick der Luftflotte versetzte die Amerikaner unten auf dem Boden in Hochstimmung. Der Kriegsberichterstatte Ernie Pyle, der sich den Männern der 4. Division für den Zeitraum der Operation *Cobra* angeschlossen hatte, stand mit ihnen im Freien, gebannt vom Anblick der herannahenden Flugzeuge.

«Wir spreizten die Beine und legten den Kopf weit zurück, um möglichst senkrecht nach oben zu schauen, bis uns die Stahlhelme herunterfielen», schrieb er. «Und dann kamen die Bomben. Zunächst hörte es sich nur wie das Knistern von Popcorn an, schwoll aber augenblicklich zu furchtbarem Getöse an, das alles zu zerstören schien, was vor uns lag.» Eine Wand von Staub und Rauch wuchs in den Himmel hinein, «hüllte uns ein und stieg uns in die Nase. Der helle Tag verdunkelte sich langsam». Währenddessen steigerte sich der Krach zu «infernalischem Lärm».

Während Pyle und die GIs zuschauten, «wurde uns plötzlich klar, dass sich die reihenweise explodierenden Bomben von Flug zu Flug rückwärts auf uns zu, anstatt wie geplant allmählich vorwärts von uns wegbewegten. Uns entsetzte die Vorstellung, die so weit von uns entfernten Maschinen hoch am Himmel könnten sich beim Abwurf der Bomben nach der Rauchlinie am Boden richten – und diese Rauchlinie trieb ein leichter Wind auf uns zu. Unbeschreibliche Panik erfasste uns. Unfähig, zu denken und uns zu bewegen, beobachteten wir, wie sich die Maschinen näherten und über uns hinwegflogen. Wir fühlten uns wie gefangen und völlig hilflos. Ganz plötzlich war das Universum von einem gewaltigen Lärm erfüllt, von einem Geräusch, das sich wie das Rasseln von Samen in einem ausgetrockneten Riesen Kürbis anhörte. Bestimmt hatte niemand von uns jemals ein solches Geräusch wahrgenommen, aber instinktiv wussten wir, was es war. Es waren Hunderte von Bomben, die auf uns niederfielen.

«Ich habe schon oft Bomben pfeifen, zischen oder rauschen hören, aber niemals zuvor habe ich Bomben rasseln hören. Ich habe immer noch keine Erklärung dafür. Aber es ist ein schreckliches Geräusch. Wir gingen in Deckung. Manche fanden einen Unterstand, andere gruben Löcher und Gräben, und einige suchten hinter einer Garten-

mauer Schutz. Bis zum Unterstand schaffte ich es nicht mehr. Das nächste war ein Wagenschuppen. Das Rasseln war jetzt genau über uns. Ich weiss noch, wie ich mich flach zu Boden warf, so platt wie die Leute in den Cartoons, die von einer Dampfwalze überfahren worden sind, und mich dann wieein Aal unter einen der schweren Wagen im Schuppen wand.

«Ein mir unbekannter Offizier schlängelte sich neben mich heran. Die Bomben schlugen schon neben uns ein. Den Kopf leicht angehoben, lagen wir wie zwei Schlangen da und starrten uns hypnotisiert an, unsere Gesichter nur etwa dreissig Zentimeter voneinander entfernt, bis alles vorüber war/»

Zum zweiten Mal innerhalb von zwei Tagen waren Bomben auf Amerikaner gefallen. Bombenladungen von 35 schweren und 42 mittelschweren Bomben schlugen innerhalb der amerikanischen Linien

ein. 111 Männer wurden getötet und 490 verwundet. Unter den Opfern befand sich auch Generalleutnant Lesley J. McNair, ein Mitglied des Generalstabs in Washington, der ein Frontbataillon als Beobachter begleitet hatte. Gefechtsstände der Infanterie, ein Feuerleitstand sowie Fahrzeuge alle Art wurden getroffen; Fernmeldeverbindungen wurden unterbrochen und Soldaten in ihren Deckungslöchern verschüttet.

Viele Männer, die rein äusserlich nicht verletzt waren, hatten eine Gehirnerschütterung oder einen Schock erlitten. «Nach dem Bombenangriff sassen viele unserer Leute völlig benommen da», schrieb ein Kompaniechef. «Ich rief den Bataillonsgefechtsstand an und sagte ihnen, dass ich nicht vorrücken könne und grösstes Durcheinander herrsche; ich würde einige Zeit brauchen, bevor ich meine Leute wieder gesammelt hätte, und bat deshalb um Aufschub. Aber die sagten,



Streng bewacht von einem kanadischen Soldaten, stützt ein deutscher Offizier niedergeschlagen den Kopf in die Hände, nachdem er südlich von Caen während der Operation «Goodwood» gefangengenommen wurde. Vom D-Tag, dem Tag der Landung, bis zum 25. Juli führten die kanadischen und britischen Truppen etwa 11'500 deutsche Soldaten in die Gefangenschaft.

unerbittlich nein, stossen Sie vor. Marschieren Sie unverzüglich weiter.»

Als die Nachricht von den Verlusten in den Hauptquartieren bekannt wurde, wuchs der Unmut. Eisenhower war so entsetzt, dass er nie wieder schwere Bomber zur Unterstützung von Landstreitkräften einsetzen wollte.

Trotz der tragischen Verluste auf amerikanischer Seite hatte das Bombardement den gewünschten Erfolg erzielt. Jenseits der Strasse Périers-Saint-Lô hatten 1'000 Mann der Panzerlehrdivision den Tod gefunden, und die Überlebenden der Truppeneinheit waren absolut kampfunfähig. Der Divisionskommandeur, General Bayerlein, berichtete später: «Meine Frontlinien glichen einer Mondlandschaft, wenigstens 70 Prozent meiner Truppen waren zu keiner Handlung mehr fähig – tot, verwundet, völlig durchgedreht oder betäubt. Alle meine Panzer in der Frontlinie vorn waren zerstört, die Strassen praktisch nicht mehr passierbar.»

Einige Überlebende waren 24 Stunden lang taub. Drei Bataillonsgefechtsstände und ein ganzes Fallschirmjägerregiment waren einfach verschwunden. Nur ein Dutzend Panzer war noch einsatzfähig. Während Bayerlein hektisch versuchte, mit Truppen aus den rückwärtigen Linien wenigstens den Schein einer Abwehrfront herzustellen, hielten die vernichtenden Angriffe durch amerikanische Maschinen vom Typ P-38, P-47 und P-51 sowie britischer Typhoon-Jagdbomber gegen seine Truppen und Panzer an.

Dann begann der Angriff der Bodentruppen. Drei amerikanische Infanteriedivisionen rückten vor. Nach General Collins sollten sie bis zum Abend die Städte Marigny und Saint-Gilles genommen haben, damit seine motorisierten Infanterie- und Panzerverbände durch diese Bresche vorstossen konnten. Doch der Vormarsch wurde durch das Heckengelände behindert. Bei Anbruch der Nacht waren weder Marigny noch Saint-Gilles gefallen.

Trotzdem entschloss sich General Collins, am nächsten Tag seine Panzerdivision mitten durch die Infanterie vorrücken zu lassen. Eine Kolonne hatte den Befehl, Marigny zu erobern und dann südwestlich in Richtung Coutances zu marschieren, während die zweite Kolonne gleichzeitig nach Saint-Gilles vordringen sollte, um dort jeden Versuch der Deutschen zu unterbinden, den Vormarsch nach Coutances zu behindern.

Die 2. Panzerdivision nahm Saint-Gilles am selben Nachmittag ein, aber die Infanterie der motorisierten 1. Division, die die Strasse hätte freimachen sollen, vermochte an diesem Tag die Deutschen von der Höhe von Marigny noch nicht zu vertreiben. Die Stadt fiel schliesslich am Morgen des dritten Tages, so dass der Weg für den Vorstoss nach Coutances frei war.

Die Front war nun in Bewegung geraten, aber die Situation war noch voller Gefahren. Deutsche Truppen, Panzer und Panzerabwehrgeschütze lagen hinter den Hecken versteckt; sie schlossen häufig hinter den motorisierten Einheiten der Amerikaner wieder ihre Vertei-



digung und schnitten sie von ihren rückwärtigen Versorgungseinheiten ab.

Bombenrichter, liegengeliebene Fahrzeuge und Staus erschweren den Vormarsch. Gegen Abend aber war Bradley überzeugt, dass er die Operationsziele von Cobra erreichen würde. «Die Lage an unserer Front sieht wirklich gut aus», berichtete er Eisenhower. Anstatt haltzumachen und die Front zu stabilisieren, wollte er lieber auf Ganze gehen und die Deutschen vollständig vernichten, die inzwischen so demoralisiert waren, dass sie zu keiner zusammenhängenden Verteidigung mehr fähig waren.

Gelang es ihm, den Feind aufzureiben und in die Flucht zu schlagen, konnten sich die Deutschen nach Bradleys Meinung nur noch südlich der Sée bei Avranches neu gruppieren. Selbst dort würden sie ohne frische Reserven die Stellung kaum halten können – aber Reserven gab es ohnehin nicht.

Inzwischen hatte Generalleutnant George S. Patton jr. ungeduldig in einer Obstplantage auf der Halbinsel Cotentin darauf gewartet, mit seiner 3. Armee zum Einsatz zu kommen. Da aber diese nicht vor dem 1. August eingesetzt werden sollte, gab Bradley Patton den Befehl, das VIII. Korps in Marsch zu setzen und auf dem schnellsten Wege nach Avranches zu schicken.

Patton stellte zwei Panzerdivisionen an die Spitze des Vormarsches des VIII. Korps. Am Abend des 28. Juli erlag Coutances dem Druck

dieses starken Panzervorstosses. Die Einheiten hatten jedoch kaum Zeit, ihren Sieg auszukosten. Ihr nächstes Ziel war nun das 50 Kilometer weiter südlich gelegene Avranches.

Die Deutschen waren auf dem Rückzug. Fahrzeugkolonnen flohen Hals über Kopf nach Süden. Brennende Fahrzeuge und Panzer säumten fast überall die Strassen. Nicht benutzte Minen lagen rechts und links der Wege. In ihrer Hast versäumten die Deutschen es sogar, die Brücken hinter sich zu sprengen.

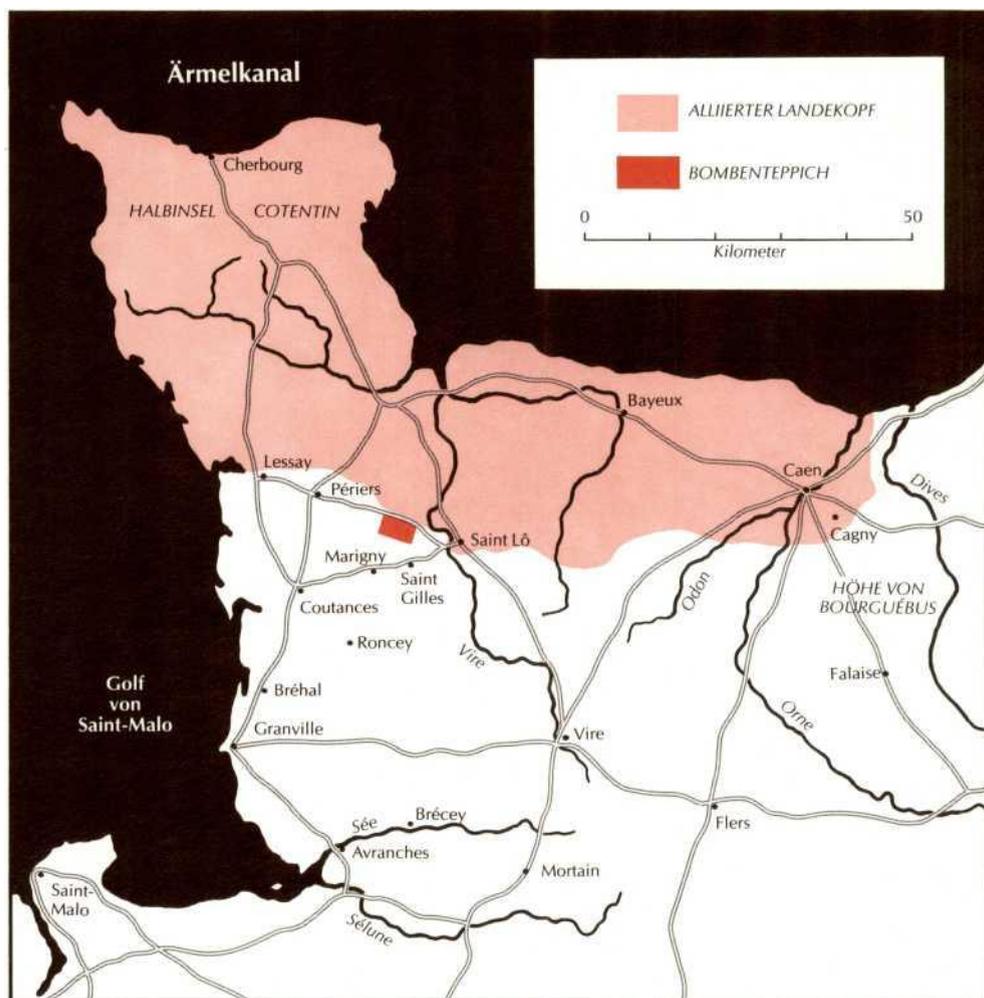
Alliierte Flugzeuge entdeckten, dass sich stärkere deutsche Kräfte auf der Flucht von der Halbinsel Cotentin bei Roncey gestaut hatten. Wenigstens 500 deutsche Fahrzeuge standen Stossstange an Stossstange in den Aussenbezirken der Stadt. Am Nachmittag des 29. Juli griffen sechs Stunden lang Jagdbombergeschwader sowie amerikanische Artillerie, Panzer und Sturmgeschütze an. Nach dem Angriff waren über 100 Panzer und 250 Fahrzeuge zerstört oder vom Gegner aufgegeben worden.

Der schnelle Vormarsch der Amerikaner stiftete selbst in den eigenen Reihen Verwirrung, denn die Truppenteile verloren bei ihren Bewegungen im Gelände die Verbindung oder stiessen unerwartet aufeinander. Um einen flüssigen Fortgang des Vormarsches zu gewährleisten, regelten gelegentlich sogar Generäle an kritischen Strassenkreuzungen den Verkehr.

An der Westküste der Halbinsel Cotentin rückte man sogar mit noch grösserer Hektik vor. Die beiden Panzerdivisionen an der Spitze

US-Truppen graben ihre Kameraden aus, die während des alliierten Luftangriffs am 25. Juli, der der Durchbruchoperation «Cobra» in der Normandie vorausging, durch zu kurz liegende Bombeneinschläge verschüttet wurden. Bei der Bombardierung verloren die Amerikaner etwa 600 Mann.

In der dritten Juliwoche 1944 beherrschten die Alliierten bereits einen grossen Teil der Normandie, einschliesslich der gesamten Halbinsel Cotentin, und waren in der Lage, aus dem Landekopf auszubrechen. Generalleutnant Omar N. Bradley entwarf dazu einen Operationsplan, nach dem alliierte Flugzeuge zunächst ein grosses rechteckiges Gebiet (rot markiert) südlich der Strasse Périers-Saint-Lô mit einem Bombenteppich belegen sollten. Mit dem Bombardement wollte man eine Bresche in die deutschen Linien reissen, durch die die 1. US-Armee nach Süden in Richtung Coutances und Avranches vorstossen und damit den entscheidenden Durchbruch erzielen sollte.

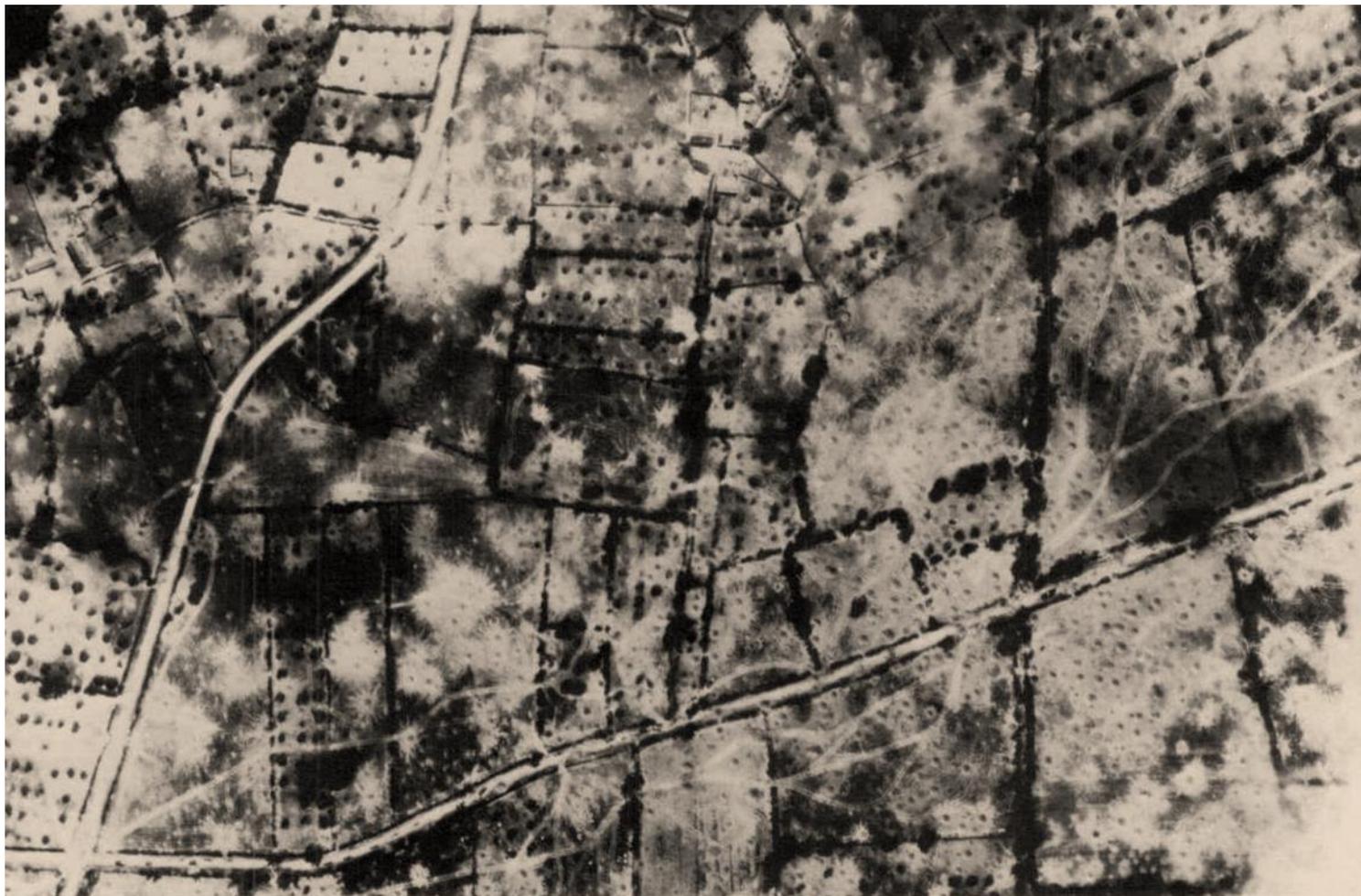


des VIII. Korps preschten im Eiltempo die Strasse nach Avranches entlang. So viele deutsche Soldaten ergaben sich, dass die Fronttruppen sich nicht mehr mit ihnen allen abgeben konnten. «Schicken Sie sie entwaffnet und ohne Bewachung zum Tross», wurde zum Befehl des Tages.

26 Kilometer nördlich von Avranches bei Bréhal hatten die Deutschen mit schweren Stämmen Strassensperren angelegt. Vier P-47 wurden eingesetzt, um den Weg freizuschiessen, aber erst als der Spitzenpanzer die Barrikade unter Beschuss nahm und durchbrach, konnte die amerikanische Panzerkolonne weiter nach Avranches vor-

rücken. Als die Kolonne knapp sechs Kilometer vor Avranches den Gefechtsstand der deutschen 7. Armee erreichte, gelang es General Hausser und seinen Stabsoffizieren nur in letzter Minute, durch eine Lücke zwischen den heranbrausenden Feindfahrzeugen zu entkommen.

Am 30. Juli überquerten die Truppen der 4. Panzerdivision kurz vor Einbruch der Dunkelheit die unverteidigten Brücken über die Sée und zogen in Avranches ein. Hinter ihnen folgte eine lange Kolonne deutscher Fahrzeuge auf der Küstenstrasse von Granville. Die Fahrzeuge trugen Rote-Kreuz-Zeichen, so dass die Amerikaner in ihnen Verwun-



Die durch Hunderte von Kratern gezeichnete Landschaft bei Saint-Lô trägt die Spuren der Bombenteppiche der Operation «Cobra», dem Ausbruch aus dem Landekopf in der Normandie. Am 25. Juli 1944 warfen etwa 2'500 Flugzeuge der Alliierten knapp 4'000 Tonnen hochexplosiven Sprengstoff und Bomben über einem dreizehneinhalb Quadratkilometer grossen rechteckigen Gebiet ab, in dem kampfstärke deutsche Truppen konzentriert waren.

dete vermuteten. Die ersten Lastwagen durften über die Brücke in die Stadt fahren. Plötzlich wurde aus dem Wageninnern von deutschen Soldaten das Feuer eröffnet. Einem amerikanischen Panzer gelang es, die vordersten Fahrzeuge zu treffen, so dass die Kolonne zum Stehen kam. Die Deutschen kletterten aus den Lastwagen und liefen mit erhobenen Händen auf die Brücke zu. Bei der Durchsuchung der Fahrzeuge zeigte sich, dass sie Munition geladen hatten.

Inzwischen näherte sich eine zweite, grössere deutsche Fahrzeugkolonne auf der Strasse nach Avranches und feuerte eine Granate auf die Amerikaner an der Brücke ab, die einen Munitionswagen traf und in Brand setzte. Die Amerikaner zogen sich zurück und gaben die Brücke sowie mehrere hundert Gefangene auf. So konnte die deutsche Kolonne die Brücke überqueren. Einige Fahrzeuge bogen ostwärts ab, um nach Mortain zu entkommen, andere stiessen mit Amerikanern zusammen, wodurch es zu ungeordneten Gefechtshandlungen kam.

Die Deutschen empfanden die Situation inzwischen als «Riesensauerei», wie Kluge sich ausdrückte. «Hier geht es zu wie im Irrenhaus», berichtete er am Morgen des 31. Juli übers Telephon, als er das Geschehen zu beschreiben versuchte. «Sie können sich keinen Begriff machen. Die Verbindung zwischen den einzelnen Kommandeuren ist völlig abgerissen.»

Im Führerhauptquartier wollte man von Kluge wissen, ob er weiter hinten Verteidigungsstellungen aufbaue. Er lachte. «Lesen die denn unsere Meldungen nicht? Sind die nicht orientiert? Die leben wohl auf dem Mond.»

Für Kluge war es klar, dass die linke deutsche Flanke an der Westküste der Halbinsel Cotentin zusammengebrochen war. «Jemand muss es dem Führer mitteilen», sagte er zu seinem Generalstabschef,

General Günther Blumentritt, ohne sich zu äussern, wer diese unangenehme Aufgabe übernehmen solle, «dass die Amerikaner es geschafft haben, wenn sie erst einmal bei Avranches durchgebrochen sind.»

Kluge zog Truppen aus der Bretagne ab und gab ihnen den Befehl, so schnell wie möglich bei dem 6,5 Kilometer südlich von Avranches gelegenen Pontaubault in Stellung zu gehen, um die Amerikaner an der Einnahme der Sélune-Brücke zu hindern. Als aber die ersten deutschen Einheiten am Nachmittag des 31. Juli eintrafen, war die Brücke bereits von Amerikanern besetzt. Jetzt konnten die Amerikaner ungehindert in die Bretagne oder ostwärts zur Seine und nach Paris vorstossen.

Die amerikanischen Panzerdivisionen machten am 31. Juli über 4'000 Gefangene, die nachrückenden Infanteriedivisionen weitere 3'000. Im Juli nahm die 1. Armee 28'000 deutsche Soldaten gefangen, davon allein 20'000 in den letzten sechs Tagen des Monats. Ein deutsches Korps war aufgegeben, ein anderes besiegt; Haussers 7. Armee war zerschlagen.

Die Operation *Cobra* brachte den Übergang von dem anfänglich mühsamen und verlustreichen Vormarsch durch die Hecken zu den erfolgreichen Angriffen gegen die geschlagenen, desorganisierten und demoralisierten deutschen Streitkräfte. Die Verluste der Alliierten waren gering, und die Kampfmoral stieg. Der Anblick von deutschen Gefangenen, die «so glücklich über ihr Schicksal waren, dass sie nur noch kichern konnten», liess die bittere Erinnerung an die verlustreichen Kämpfe zu Anfang verblassen.

Den vorwärtsdrängenden alliierten Soldaten, die an liegengeliebenem und zerstörtem Kriegsgerät vorbeifuhren, vorbei an dem Gestank verwesender Soldaten, krepierter Pferde, Kühe und Schweine, schien das Ende des Krieges greifbar nahe.



MENSCHEN ZWISCHEN DEN FRONTEN



Während eines Luftangriffs bei Caen, wo im Juli 1944 die Bevölkerung zu Tausenden umkam, kauern französische Frauen schutzsuchend an einer Mauer.

DER HOHE PREIS FÜR DIE BEFREIUNG

Als im Sommer 1944 der Krieg im Nordwesten Frankreichs tobte, befanden sich Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern zwischen den gegnerischen Fronten. Die Flugzeuge und Artillerie der Alliierten bombardierten gnadenlos die vom Feind besetzten Städte und Dörfer, und die Deutschen verminten, verbrannten, beschossen und sprengten auf ihrem Rückzug Gebäude, Strassen und Brücken. Die Zivilbevölkerung musste mit ansehen, wie ihre Wohnungen und Läden in Flammen aufgingen, ihr Vieh getötet, ihre Felder zertrampelt und ihre Familienangehörigen und Freunde unter Trümmern begraben wurden. Allein in der Normandie wurden fast 187'000 Gebäude beschädigt, 133'500 vollständig zerstört und 356'000 Menschen obdachlos.

Um den Kämpfen zu entfliehen, griffen sich Tausende französischer Zivilisten das, was sie tragen konnten, und flüchteten auf die Strasse. Wer Glück hatte, besass noch ein Fahrrad, einen Maulesel oder ein Pferdegespann. Aber die meisten gingen zu Fuss und trugen ihre Habe auf dem Rücken oder zogen sie in Karren hinter sich her. Oft wussten sie nicht, wohin sie sich wenden, wo sie ihre nächste Mahlzeit finden sollten. Manche verkrochen sich in Gräben, Tunneln, Höhlen und Steinbrüchen oder schliefen innerhalb der festen Mauern von Schlössern oder mittelalterlichen Kathedralen. Einige Flüchtlinge suchten sogar in Grabgewölben und in den Gummizellen von Irrenanstalten Schutz. Andere flohen in benachbarte Städte, Dörfer oder auf Güter. Aber in den meisten Fällen wurden sie auch dort vom Kampfgeschehen eingeholt, kamen erneut in Bomben- und Granatwerferfeuer. Ausserdem passierte es oft, dass Deutsche auf dem Rückzug Quartiere und Schlafmöglichkeiten suchten, die umherirrenden Franzosen aus ihren Notunterkünften warfen und sie so zur weiteren Flucht zwangen.

Die Leiden waren so gross, dass viele Franzosen zu abgestumpft waren, um schliesslich ihre Befreiung durch die Alliierten feiern zu können. Einige Flüchtlinge, die vor uns standen, blieben inmitten der gestikulierenden und schreienden Menschen unbewegt und teilnahmslos', erinnerte sich ein Franzose aus der Normandie. «Jetzt, da ihre Angst zu Ende war, standen sie da und konnten sich nicht rühren, lächelten einfältig oder winkten ohne Begeisterung . . . Später allerdings freuten wir uns laut, aber in den ersten Minuten stürmten zu viele Gefühle auf uns ein. Wir hätten uns am liebsten in eine Ecke verkrochen und geweint.»

Quer über der Strasse und über dem Bürgersteig liegt ein beschädigter deutscher Panzer und versperrt den Eingang zu einem Laden – zum Ärger dieser Frau.





Während Granaten über ihn hinwegheulen, drückt ein Junge in Dinard seinen Hund fest an sich. Die Stadt wurde im August 1944 von den Amerikanern befreit.



Ein obdachloses kleines Mädchen in der Normandie zieht einen Wagen mit seiner Puppe und anderen Habseligkeiten an riesigen Trümmerhaufen vorbei.



Auf der Flucht aus dem bretonischen Küstenort Pont-l'Abbé ziehen Flüchtlinge durch eine umkämpfte Strasse.



RAF-Soldaten helfen den Nonnen, die sie aus Caen nach Bayeux evakuiert haben, vom Lastwagen.

DIE LEIDEN DER FLÜCHTLINGE

Nirgendwo konnten die Flüchtlinge den Gefahren und Entbehrungen des Krieges entgehen. Unterwegs auf der Landstrasse konnten sie jeden Augenblick auf deutsche Minen treten. Eine ständige Bedrohung waren auch die Flugzeuge der Alliierten, die auf alles schossen, was sich bewegte. Selbst wenn die flüchtenden Zivilisten eine Bleibe fanden, lebten sie in Angst, Not und Elend. In Caen wurde ein Gebäude, in dem normalerweise 600 Menschen Platz haben, von 6'000 bewohnt; der Weinkeller war so überfüllt, dass

einige sogar in der Weinpresse schliefen. Krankenhäuser waren ebenfalls überbelegt, und oft fehlten Gas, Elektrizität oder Wasser. Lebensmittel waren so knapp, dass die Flüchtlinge mühsam das Nötigste zum Leben zusammensuchen mussten. Sie zerlegten die von den Geschossen getöteten Tiere, plünderten zerstörte Lebensmittelläden und stahlen deutsche Armeebestände. Mitunter wüteten die Kämpfe so heftig, dass sie nicht hinauskonnten und tagelang ohne Nahrungsmittel aushalten mussten.



Ohne Bleibe richten sich eine Frau und ihr Hund notdürftig unter einem Bauernkarren am Strassenrand ein. Ihr Hof ist bei den Kämpfen niedergebrannt.



Ältere Leute humpeln die Landstrasse entlang. Der Krieg war so plötzlich über ihr Dorf gekommen, dass sie kaum etwas hatten mitnehmen können.



Die Strapazen der Flucht stehen diesem Mädchen auf dem Gesicht geschrieben. Kinder waren von den Ereignissen so verstört, dass sie auch die Befreier fürchteten.



In Bayeux tröstet eine Nonne einen Verwundeten. Nonnen brachten Flüchtlinge

Ein Junge schaut teilnahmslos aus seinem Bett auf.



n ihren Kirchen unter und pflegten die Verwundeten.



In Verbände gewickelt, erholt sich dieser kleine Junge von seinen Verletzungen im Hospital von Bayeux



Ein verwundeter Priester schildert die Schlacht um Argentan, die er von seiner Kirche aus miterlebt hat.



In einer Höhle, in der ehemals Bier gebraut wurde und nun Wertsachen vor den Deutschen versteckt wurden, kocht eine Frau für ihren Mann Essen.



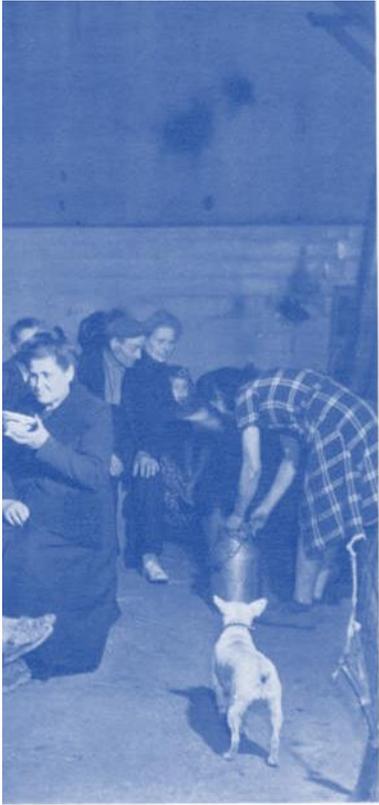
In den alten Befestigungsanlagen von Tours nehmen Bürger gemeinsam ihr Essen ein, während draussen zäh um die Stadt gekämpft wird.



Erschöpfte Zivilisten holen im Kreuzgang der Kathedrale von Caen ihren Schlaf nach, während draussen in den Strassen noch die Kämpfe toben.



Im Behelfsrankensaal des Steinbruchs von Fleury-sur-Orne bei Caen kocht eine Nonne Suppe, während die Männer Brennholz hacken.



In einer überfüllten Kantine in Dreux wird für Flüchtlinge, die vorwiegend aus Paris stammen, von den Deutschen erobertes Essen ausgegeben.



In einem Schloss untergekommene Frauen halten mit einem Militärarzt der RAF einen Schwatz. Die Flüchtlinge schliefen auf dicken Lagen Stroh.



Eine Frau wird weinend von ihrer Nachbarin weggeführt. Bei ihrer Rückkehr nach Hause hat sie erfahren, dass ihr Mann von einer Granate getroffen und getötet worden ist:



Von den 20'000 auf nahe Höfe geflüchteten Bürgern Lavals kehrt eine Gruppe mit ein paar Möbeln zurück.



Ein Flüchtling zeigt einem der US-Offiziere auf der Karte sein Dorf, in das er zurückgeführt werden soll.

BITTERE ENTÄUSCHUNGEN NACH DER HEIMKEHR

Für viele Franzosen war die Freude über die Befreiung von nur kurzer Dauer. Als sie in ihren Heimatort zurückkehrten, mussten viele von ihnen erfahren, dass sie alles verloren hatten, was sie besaßen. Dort, wo einst ihr Haus gestanden hatte, fanden sie jetzt nur noch Ruinen vor. Da die Trümmer von Bulldozern zu riesigen Haufen zusammengeschoben worden waren, konnten die Bewohner oftmals über-

haupt nichts mehr von ihrem früheren Besitz retten.

Häufig waren die Minen auf den Strassen noch nicht entschärft, so dass die Heimkehrenden erst noch abwarten mussten, bis Pioniere sie weggeräumt hatten. Die Bürger von Saint-Lô waren acht Wochen lang aus ihrer Stadt evakuiert. Die Stadt war völlig zerstört, als sie sie endlich wieder betreten durften. Nicht nur Saint-Lô erlitt dieses Schicksal. [Von den 3'400 Städten und Dörfern der Normandie mussten 586 nach der Befreiung vollständig wieder aufgebaut werden.](#)



Im befreiten Troves reißen zwei Französinnen ein deutsches Schild herunter.





Ein Dorfbewohner erklärt den Amerikanern, warum er den Deutschen getötet hat; der Deutsche hatte ihn schlecht behandelt und für einen Hungerlohn arbeiten lassen.

3

Der kühne Angriff der 3. Armee Die Amerikaner stürmen nach Brest

«Der falsche Weg, den Krieg zu gewinnen» Entscheidende Verzögerung auf dem Weg nach Lorient Patton verliert die Wette mit Monty Weiblicher Charme zieht in Saint-Lô nicht Der Blitzangriff des XV. Korps «Das verlorene Bataillon» Die Deutschen sitzen in der Falle «Eines der blutigsten Schlachtfelder des Zweiten Weltkriegs» Der Abschiedsbrief eines deutschen Generals Hitlers verhängnisvolle Niederlage im Westen

Bradleys Operation *Cobra* riss eine trichterförmige Lücke in die deutschen Verteidigungslinien, die bei Avranches 16 Kilometer breit war und sich bei Pontaubault zu einer einzigen Strasse mit Brückenübergang verengte. Durch diese Frontlücke drangen immer mehr amerikanische Truppen. Der Durchbruch wurde von einem Wechsel im Oberkommando begleitet. Bradley übernahm die neu aufgestellte 12. US-Armeegruppe, zu der die 1. Armee unter dem kühlen und reservierten Infanteriefachmann Generalleutnant Courtney H. Hodges und die 3. Armee unter dem hitzigen und angriffslustigen Panzergeneral Patton gehörten. Die 21. Armeegruppe unter Montgomerys Kommando bestand somit nur noch aus britischen und kanadischen Truppen.

Die 3. Armee kam am 1. August zum Einsatz. Zu ihr gehörte das VIII. Korps, das schon unter Patton gekämpft hatte, sowie das XV. Korps. Innerhalb von 48 Stunden drückte Patton zwei Panzerdivisionen durch die enge Einbruchsstelle bei der Strasse und Brücke vor Pontaubault hindurch. Weitere Verbände folgten ihnen auf dem Fusse; sie mussten sich wegen der zerstörten Städte und Dörfer, der überall herumliegenden Trümmer und Tierkadaver, der liegengelassenen Fahrzeuge und zurückgelassenen Minenstapel durch die verstopften Strassen hindurchwinden.

Nichts aber vermochte Pattons Vormarsch aufzuhalten. Als einzige Waffe konnten die Deutschen zunächst nur die stark angeschlagene Luftwaffe einsetzen. Mit übermenschlicher Anstrengung versuchten die deutschen Piloten, die dicht an dicht durch den Korridor von Avranches vorrückenden Feindverbände immer wieder zu bombardieren und unter Beschuss zu nehmen. Aber die deutschen Luftangriffe konnten den unaufhörlichen Strom vor Männern und Kriegsmaterial, der sich von der Halbinsel Cotentin in die weite, grüne Landschaft im Süden ergoss, nicht aufhalten.

Als die amerikanischen Panzer und motorisierten Verbände die enge Durchbruchsstelle hinter sich hatten und in die Bretagne vorstießen (*Karte, S. 90*), nahmen die Kämpfe schlagartig einen anderen Charakter an. «Plötzlich machte der Krieg wieder Spass» schrieb Kriegsberichterstatter James Wellard später. «Der Krieg wurde spannend, war fast ausgelassen und übermütig. Wir siegten und meinten, uns könnte nichts mehr passieren.»

Patton und die Kommandeure seiner Panzerdivisionen gehörten zu der Generation der alten verwegenen Kavallerieoffiziere, die noch, von einer Staubwolke umgeben, dem Feind durch das ganze Land nachsetzten, während man sich höheren Orten fragte, wo sie eigentlich geblieben seien. Die Panzerdivisionen rückten so schnell vor, dass man häufig sogar den Funkkontakt mit ihnen verlor und die Versorgungseinheiten Mühe hatten, den Panzern und der motorisierten Infanterie zu folgen und sie während des Vormarsches zu versorgen. «Mehrere

DER RÜCKZUG DER DEUTSCHEN

Tage lang verteilten wir wie der Weihnachtsmann von seinem Schlitten im Fahren die Rationen», erzählte ein Panzeroffizier. «Die Lastwagen sahen wie Planwagen auf der Fahrt durch Indianergebiet aus. Wir gewöhnten uns daran, immer auf Achse zu sein. Wir taten so, als gäbe es gar keine Heckenschützen, hofften aber immer, nicht getroffen zu werden.»

Patton hatte von Bradley den Befehl bekommen, die bretonische Halbinsel zu erobern und einige ihrer Häfen zu besetzen, um die kritische Versorgungslage zu verbessern. Mit dieser Operation wurden zwei Elite-Panzerdivisionen betraut. Die 6. Panzerdivision sollte zur Westküste der Halbinsel vorstossen und Brest, den grössten Hafen der Bretagne, einnehmen. Inzwischen sollte die 4. Panzerdivision im Südwesten die Halbinsel abriegeln und Lorient sowie Vannes in der Bucht von Quiberon besetzen, wo die Alliierten einen grossen Versorgungsstützpunkt errichten wollten.

Der Vorstoss quer durch die Bretagne war zwar eine brillante Operation, aber auch äusserst mühsam. Die 4. Panzerdivision legte am Nachmittag des 1. August von Pontaubault aus 65 Kilometer zurück und stiess ausserhalb von Rennes auf einige eilig aufgestellte Abwehrkräfte der Deutschen. Da die Amerikaner keine Verzögerung riskieren wollten, umgingen sie die Stadt westlich in zwei parallelen Kolonnen. Von Avranches kam das 13. Infanterieregiment der 8. Division heran, um die Deutschen aus ihren Stellungen zu werfen. Die Verteidiger boten zunächst noch einmal all ihre Kräfte auf, entschlossen sich aber angesichts der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zum Rückzug und verbrannten alles, was sie nicht mitnehmen konnten. Während die amerikanischen Truppen in die Stadt einzogen und sich von der überglücklichen Bevölkerung jarmen liessen, zogen sich am anderen Ende die Deutschen in Lastwagen und zu Fuss aus der Stadt zurück. Um nicht auf die Amerikaner zu treffen, wichen sie auf kleine Landstrassen aus und entkamen so in das 100 Kilometer südlich gelegene Saint-Nazaire.

Jenseits von Rennes liess der Kommandeur der 4. Panzerdivision, Generalmajor John S. Wood, haltmachen, um sein weiteres Vorgehen zu planen. Laut Pattons Befehl sollte er nach Südwesten vordringen und geradewegs auf Lorient vorstossen. Aber Wood war versucht, ostwärts zum Herzen Frankreichs vorzudringen, wo es einer festen Überzeugung nach zur Entscheidungsschlacht mit den Deutschen kommen würde.

Während Wood noch diese Möglichkeit erwog, erschien sein unmittelbarer Vorgesetzter, der fähige, aber pedantische Kommandierende General des VIII. Korps, General Middleton, auf dem Jefechtsstand. «Was ist los?» fragte Middleton scherzhaft. «Haben Sie Ihre Division verloren?»

«Nein», erwiderte Wood. «Sie» – womit er den alliierten Generalstab meinte – «wollen den Krieg auf dem falschen Weg gewinnen.» Der richtige Weg wäre seiner Meinung nach, wenn die Truppen so schnell wie möglich ostwärts vorrücken und dann den Deutschen in die Flanke fallen würden.

Middleton entschied sich für einen Kompromiss. Er wies Wood an, bis zur Vilaine im Südwesten von Rennes zu marschieren und dort auf weitere Befehle zu warten. Als aber Pattons Chef des Stabes, Generalmajor Hugh J. Gaffey, davon hörte, gab er Wood sofort den Befehl, den ursprünglichen Plan einzuhalten und so schnell wie möglich nach Lorient vorzurücken. Die Verzögerung hatte Wood einen ganzen Tag gekostet, so dass sich die deutsche Garnison in Lorient auf den Angriff vorbereiten und ihn abwehren konnte.

Auch die 6. Panzerdivision verlor wegen ähnlicher Unklarheiten einen entscheidenden Tag. Ihr Kommandeur, Generalmajor Robert W. Grow, stand am 1. August gerade an einer Strassenkreuzung in Pontaubault und dirigierte seine Panzer und Truppen durch den Engpass an der Brücke, als Patton erschien. Patton erzählte von seiner Wette mit Montgomery um fünf Pfund Sterling, dass amerikanische Truppen bis Sonnabendnacht, also in vier Tagen, das 320 Kilometer entfernte Brest erreichen würden. Er befahl Grow, sich unverzüglich auf den Weg zu machen.

Grow fragte, ob er ausser der Eroberung von Brest sonst noch etwas tun müsse. Patton verneinte. «Nehmen Sie Brest», sagte er nur. Grow setzte seine Truppen sofort westwärts in Richtung auf den strategisch wichtigen Hafen in Marsch. Middleton, der Pattons Befehl an Grow nicht kannte, wurde wütend. Er fragte sich, warum Grow die kleine, aber nützliche Hafenstadt Saint-Malo ganz in der Nähe von Pontaubault links liegen lassen. Middleton sandte Grow per Kurier den Befehl, unverzüglich seine 6. Panzerdivision im Vormarsch auf Brest zu stoppen und Saint-Malo einzunehmen, da es für den Augenblick von mehr Nutzen sei.

Grow war bitter enttäuscht über den Abbruch seines aufregenden Vorstosses auf Brest. Er hatte gerade kaffeetrinkend mit seinem Stabschef in einem Weizenfeld gegessen und hatte seine Angriffspläne auf Saint-Malo erörtert, als wiederum Patton erschien. Patton stellte sofort verärgert fest, dass Grow nicht auf dem Weg nach Brest war. «Was zum Teufel sitzen Sie hier herum?» schrie er, wobei seine Stimme sich fast überschlug. «Habe ich Ihnen nicht befohlen, nach Brest zu marschieren?»

Grow erklärte, dass sein Vormarsch gestoppt worden sei.

«Wer hat das angeordnet?» fragte Patton.

«Befehl vom Korps, Sir.» Grow's Stabschef handigte Patton Middletons Nachricht aus. «Ich werde mit Middleton sprechen», sagte Patton. «Tun Sie, was ich Ihnen befohlen habe.»

Der Halt hatte die 6. Panzerdivision 24 Stunden gekostet. Mit Hilfe von Franzosen, die die Hinterhalte der Deutschen kannten, umgingen die amerikanischen Truppen mögliche Widerstandsnester und erreichten am Sonntag, dem 6. August, den Stadtrand von Brest – zu spät für Patton, um die Wette noch zu gewinnen.

Grow gab der Kampfgruppe B seiner Division den Befehl zum Angriff auf Brest. Der Verband stiess auf heftigen Widerstand. Bevor Grow sich auf schwerere Kämpfe einliess, wollte er zunächst sondieren, ob die Deutschen zur Kapitulation zu bewegen seien. Mit einem Kapitulationsultimatum sandte er einen Offizier und einen Unteroffizier in einem weissbeflaggen Jeep zu Oberst Hans von der Mosel, dem Kommandanten von Brest.

Da Mosel aber die Übergabe verweigerte, bereitete sich die 6. Panzerdivision zum Angriff auf die Stadt vor. Am nächsten Tag erhielten die Verteidiger der Festung Brest Verstärkung von der 2. Fallschirmjägerdivision unter Generalleutnant Hermann B. Ramcke, der Mosel auch als Festungskommandant ablöste. Inzwischen stiess ein weiterer deutscher Verband zur Verstärkung der Festung zufällig auf die Nachhut der 6. Panzerdivision. Es erwies sich, dass dies Elitetruppen einer von Morlaix an der Nordküste der Bretagne kommenden Infanteriedivision waren. Es kam zu ungeordneten, aber heftigen Kämpfen. Nur wenige der deutschen Infanteristen erreichten Brest.

Die 6. Panzerdivision griff jetzt die Stadt erneut an. Die Deutschen, die laut Befehl Hitlers den Hafen um jeden Preis halten sollten, leisteten erbitterten Widerstand. Teile der 8. Infanteriedivision wurden zur Unterstützung herangezogen. Es sollten sechs Wochen vergehen, bevor Brest fiel; die 6. Panzerdivision musste ersetzt und zwei weitere Divisionen zur Unterstützung der 8. Division beordert werden, bevor sich die Deutschen schliesslich ergaben. Was den Hafen betraf, so liessen ihn die Deutschen vollständig zerstört zurück.

In der Zwischenzeit hatten am Fuss der bretonischen Halbinsel Teile der 83. Infanteriedivision einen Angriff auf Saint-Malo unternommen. Es kam zu schweren Kämpfen. Der Festungskommandant, Oberst Andreas von Aulock, hatte dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, von Kluge, ausdrücklich versprochen, «es zu einem zweiten Stalingrad zu machen».

Als die Bevölkerung ihn um Schonung des historischen Hafens und des Geburtsortes Jacques Cartiers bat, eines Entdeckers aus dem 16. Jahrhundert, leitete Aulock die Bitte an Hitler weiter. Hitler antwortete, in Kriegszeiten zähle so etwas wie eine historische Stadt nicht. «Sie kämpfen bis zum letzten Mann», sagte er. Aulock veranlasste daraufhin die Evakuierung der Zivilbevölkerung. Ein langer, trauriger Zug von Männern, Frauen und Kindern mit Koffern, Handkarren und Kin-

derwagen wurde über die Linien zu den Amerikanern geschickt und in Sicherheit gebracht.

Die Deutschen verfügten in der Festung Saint-Malo und dem angrenzenden Gebiet über starke Verteidigungsstellungen. Ihr Zentrum war die Zitadelle, ein schwer befestigtes Fort aus dem 18. Jahrhundert auf einem Felsen in der Nähedes Hafens. Batterien der deutschen Küstenartillerie auf der nahen Insel Cézembre eröffneten das Feuer auf die am Rand der Stadt in Stellung gegangenen Amerikaner. Ein Geschoss zerstörte den Glockenturm der Kathedrale von Saint-Malo. Überall brach Feuer aus. Saint-Malo brannte über eine Woche lang, und die von den Deutschen gelegten Sprengladungen zerstörten den Hafen, die Kais, Schleusen, Molen und Hafeneinrichtungen.

Als die Truppen der 83. Division einzogen, fanden sie doppelte Stacheldrahtsperrern, grosse Minenfelder, Stahlgitterzäune, Panzerhindernisse, Unterstände, Sperren aus Eisenbahnschienen und Betonbunker vor. Die in den Strassen herumliegenden Granaten und Geschossteile waren so schwer, dass Pioniere für die sich von Haus zu Haus vorkämpfenden Infanteristen den Weg freisprengen mussten. Zehn Artilleriebataillone mit 20,3- und 24-cm-Haubitzen kamen hinzu, um zusammen mit Sturmgeschützen und Panzern die deutschen Befestigungen zu zerschlagen. Mittelschwere Bomber griffen Aulocks Hauptquartier in der Zitadelle an, vermochten aber die unterirdischen Einrichtungen nicht zu zerstören.

Die Amerikaner nahmen einen deutschen Feldgeistlichen gefangen und bewogen ihn, Aulock zur Übergabe zu veranlassen. Zwi liess man den Geistlichen beim Kommandanten vor, doch konnte er nichts ausrichten. «Ein deutscher Soldat ergibt sich nicht», wai Aulocks einziger Kommentar.

Nachdem der Versuch des Feldgeistlichen fehlgeschlagen war erklärte der Bürgermeister des Nachbarortes Saint-Servan-sur-Mer er kenne eine Französin, die ein Verhältnis mit Aulock gehabt habe und sich inzwischen auf alliierterem Gebiet befände. Der Bürgermeister schlug vor, sie solle den deutschen Oberst anrufen. Eine Telephonleitung von Saint-Servan zur Zitadelle war noch in Betrieb. Der Anruf kam auch tatsächlich zustande, doch romanti sehe Gefühle konnten Aulock nicht umstimmen. Er liess ausrichten dass er zu beschäftigt sei, um den Anruf selbst anzunehmen.

Tief im Innern der Zitadelle schärfte Aulock seinen Truppen ein «Wer desertiert oder sich ergibt, ist ein gemeiner Hund.» Dk Bombardements und Angriffe dauerten noch eine gute Woche lang Am 11. August warfen mittelschwere Kampfflugzeuge 450-kg Bomben auf die Zitadelle ab. Dann gingen die Verbände der 83 Division mit Sprengladungen und Flammenwerfern vor und setztet Sprengsätze, Granatwerfer und Artilleriefeuer ein, aber ohne Erfolg.

An der zerbombten Strasse zwischen Caen und Falaise wird ein kanadische Verwundeter von einem Sanitäter versorgt, während nur wenige Meter entfen ein deutscher Panzer ausbrennt. Auf diesem 34 Kilometer langen Strassenabschnitt tobten im August 1944 neun Tage lang die Kämpfe, als sich d kanadische 1. Armee durch die starken Verteidigungsstellungen der Deu sehen schlug. Der kanadische Vorstoss mit über 2'000 Verlusten war in Genen Eisenhowers Augen eine bemerkenswerte Leistung: «Zehn Fuss eroberU Boden im Gebiet von Caen sind genauso viel wert wie anderswo eine Meile

Am 13. griffen Sturmgeschütze, Artillerie und mittelschwere Bomber zusammen an. Zwei Tage später wurden nach einem weiteren Bombenangriff die Sturmtruppen der Infanterie durch Maschinengewehrfeuer zurückgeschlagen. Gerade als ein Angriff mit Napalm angesetzt wurde, zeigte sich am 17. August schliesslich über der Zitadelle die weisse Fahne.

Tausende überglücklicher Franzosen und ein grosser Teil ihres Landes wurden durch den Bretagne-Feldzug befreit. Das Hauptziel, die Sicherung der Nachschubhäfen, wurde jedoch nicht erreicht. Es war enttäuschend, dass kein einziger Hafen unzerstört eingenommen werden konnte, während in England Truppen bereitstanden und sich das Kriegsmaterial für die alliierten Streitkräfte stapelte. Diese Sorge wurde aber zunächst von den folgenschweren Ereignissen weiter im Osten überschattet.

Am 5. August war das XV. Korps der 3. Armee unter der Führung von Generalmajor Wade H. Haislip durch die enge Bresche von Pontaubault gedrungen und rückte in südöstlicher Richtung nach Mayenne und Laval vor. Der Vorstoss des XV. Korps war Teil des Planes, den General Montgomery für den Durchbruch amerikanischer Truppen

aus der Normandie aufgestellt hatte. Den Deutschen boten sich nach der erfolgreichen Operation nur zwei mögliche Alternativen. Beide waren gleich schlecht. Sie konnten entweder Truppen aus dem Kampfgebiet um Caen abziehen, um die Bresche bei Avranches zu schliessen, oder sie konnten weiterhin ihre Verteidigungsanstrengungen auf das Gebiet um Caen konzentrieren. Bei einer Schwächung der Abwehrfront bei Caen würden sie den britischen und kanadischen Truppen den Durchbruch in diesem Abschnitt ermöglichen. Falls sie aber ihre Truppen dort stehen liessen, mussten sie damit rechnen, von dem nach Osten vorstossenden XV. Korps abgeschnitten zu werden.

In weniger als einem halben Tag schaffte das XV. Korps etwa 50 Kilometer, traf aber nirgendwo auf deutsche Verbände. Innerhalb der nächsten dreieinhalb Tage stiessen Haislips Panzer weitere 72 Kilometer nach Le Mans vor. Die amerikanischen Truppen standen jetzt schon 137 Kilometer südöstlich von Avranches und drohten die beiden deutschen Armeen westlich der Seine zu umklammern.

Hitler war immer noch der Meinung, man könne die Situation wieder in den Griff bekommen. Er war überzeugt, Kluge könne zum Gegenschlag ausholen, Avranches zurückerobern und die einseitige



Frontlinie in der Normandie wiederherstellen. Dann könnte man wie im Juni und Juli die Amerikaner im Stellungskrieg binden und sie am Vordringen hindern. Die schon durch die Lücke bei Pontaubault gedrun- genen amerikanischen Truppen würde man abschneiden und in kür- zester Zeit vernichten können.

Hitler gab Kluge den Befehl, bei Mortain in westlicher Richtung an- zugreifen und nach Möglichkeit bis zur Küste bei Avranches vorzustos- sen, um dadurch die 1. von der 3. US-Armee abzuschneiden. Er solle dann nach Norden schwenken und die Alliierten ins Meer werfen. Der Führer entschloss sich sogar, hierfür einige seiner sorgfältig zurückge- haltenen Divisionen vom Pas-de-Calais und weitere Verbände aus Süd- frankreich abzuziehen.

Bis zum 6. August waren vier Panzerdivisionen für die Gegenoffen- sive auf Avranches versammelt. «Die Entscheidung des Feldzuges in Frankreich hängt von diesem Angriff ab», gab der Führer in einem Tag- esbefehl heraus. Die Deutschen hätten «die einmalige Gelegenheit, eine äusserst weit vorspringende Feindfront zu durchstossen und da- mit die Situation vollständig zu verändern».

Den Deutschen gegenüber stand die amerikanische 30. Infante- riedivision, ein Verband von kampferprobten Soldaten, die 49 Tage lang in anstrengenden Kämpfen im Heckengelände der Normandie ausgehalten hatten und nach der Operation *Cobra* in die Etappe, in das Gebiet Tessy-sur-Vire, geschickt worden waren. Jetzt sollte dieser Ver- band im Gebiet von Mortain die 1. Division ablösen, die zum Flanken- schutz von Haislips rasch vorrückendem XV. Korps nach Süden abkom- mandiert worden war. Kaum hatte die 30. Division den neuen Frontab- schnitt übernommen, als sie vom Stab des VII. Korps eine Warnung erhielt, die auf dem abgehörten deutschen Funkverkehr beruhte, der durch das englische Dekodierungssystem *Ultra* entschlüsselt worden

war. «Erwarten feindlichen Gegenangriff Gebiet Mortain . . . innerhalb von zwölf Stunden.» 20 Minuten später, etwa um Mitternacht, griffen die Deutschen an.

Das Dröhnen der Panzer im Norden der Stadt war für die Trupper der 30. Division der erste Hinweis darauf, dass der Angriff schon irr Gange war. Die Motorengeräusche klangen nicht wie bei der ameri- kanischen Panzern. Artilleriebataillone feuerten sofort in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, in die Dunkelheit hinein zunächst mit einer Schussweite von fast 5'000 Metern, die aber bale auf 1'000 Me- ter reduziert wurde.

Ein Hauptziel der Deutschen war die östlich von Mortair gelegene Höhe 317, die wegen ihrer hervorragenden Beobachtungsmöglich- keiten eine beherrschende Position über das gesamte Gebiet ein- nahm und vom 2. Bataillon des 120. Infanterieregiment* als Schlüs- selstellung gehalten wurde.

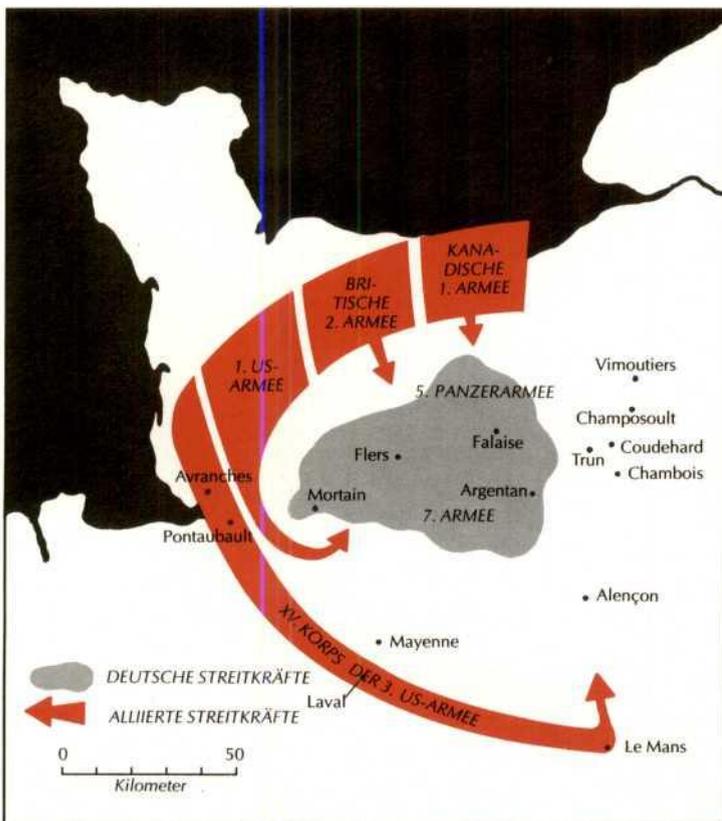
Als der Morgen des 7. August dämmerte, entdeckten die amerika- nischen Truppen auf der Anhöhe, dass sie von Deutschen eingekreist waren. Gegen 11.00 Uhr desselben Tages wurden bereit* Verpfle- gung, Medikamente und Munition knapp. Sie waren abgeschnitten und würden noch mehrere Tage bis zu ihrer Rettung ausharren müs- sen. Später gingen sie in die Kriegsgeschichte als das «verlorene Ba- taillon» ein.

Nördlich von Mortain drangen die deutschen Panzer elf Kilometer weit vor, machten aber aus Furcht vor den Luftangriffen der Alliierten bei Tagesanbruch halt und nahmen unter Tarnnetzen abseits der Strasse Deckung. Bei Saint-Barthélemy überrollten 5C Panzer mit In- fanterieunterstützung zwei Kompanien des 117. Regiments der 30. Division. Im Gebiet von Romagny südlich von Mortain kamen Panzer bis beinahe auf 250 Meter an einen Regimentsgefechtsstand heran.

Auf der Strasse nach Avranches waren die Deutschen schon gu1 sechs Kilometer vorangekommen, bevor ihr Vormarsch von Maschi- nen des Typs P-47 und von raketentragenden Typhoon-Jagdbom- bern gestoppt wurde. Die Angreifer standen kurz vor dem Durch- bruch durch die Front der 30. Division – so kurz, dass der Divisions- kommandeur, Generalmajor Hobbs, später sagte: «Die Deutschen hätten uns nur anzuhauchen brauchen, dann wären wir umgefallen.» General Bradley befahl sofort die Verlegung von sechs Divisionen zur Verstärkung der 30. Division in das gefährdete Gebiet und versetzte noch eine weitere in Alarmbereitschaft.

Die Vorhersage der deutschen Wetterdienste für den Morgen des 7. August hatte auf dichten Nebel gelautet. Darauf hatten die Deutschen ihre Planung gestützt. Aber der Tag brach strahlend und klar an, so dass sie sich angesichts der überwältigenden Luftstreitmacht der Al- liierten in den Wäldern unter Tarnnetzen verbergen mussten.

Nach dem Ausbruch aus dem Heckengelände der Normandie Anfang August 1944 stiess die 3. US-Armee von Avranches aus 137 Kilometer weit nach Südosten vor. Inzwischen wurden die Deutschen von Norden und Westen her durch die kanadische 1., die britische 2. und die amerikanische 1. Armee bedrängt. Die gemeinsamen Operationen dieser drei Armeen bedrohten die 5. deutsche Panzerarmee und die 7. Armee mit der Einkesselung. Hitler, der unter allen Umständen einen Keil zwischen die amerikanischen Streitkräfte treiben wollte, befahl der 7. Armee, eine Gegenoffensive nach Westen über Mortain bis Avranches hin zu unternehmen. Dieser Angriff setzte die deutschen Truppen jedoch nur noch stärker der Gefahr der Einkesselung aus.



Hunderte von alliierten Jagdbombern griffen im Tiefflug die deutschen Fahrzeugkolonnen an. «Die Einsätze der Jagdbomber grenzen ans Unerträgliche», berichtete der Kommandierende General des 47. Panzerkorps, Generalleutnant Hans von Funck, an Generalfeldmarschall Kluges Heeresgruppen-Oberkommando B. «Wir konnten nichts gegen sie ausrichten, wir konnten nicht weiter vorrücken», sagte der Kommandeur der 2. Panzerdivision, Generalmajor Heinrich von Lüttwitz.

Der Gegenangriff war eindeutig gescheitert. Am 8. August stiessen die Kanadier auf der Strasse von Caen in Richtung Falaise mit einer Angriffsspitze von 600 Panzern vor. Sie konnten einen 5 Kilometer tiefen Einbruch in die deutschen Verteidigungslinien erzielen. Damit bestand die Möglichkeit, dass sie sich mit Haislips Truppen im Süden vereinigen, was für die Deutschen die vollständige Einkesselung bedeuten würde. Kluge hielt es für Wahnsinn, den Kopf bei Mortain noch tiefer in die Schlinge zu stecken. Jetzt musste er den Rückzug einleiten oder mit der totalen Vernichtung der Heeresgruppe B rechnen.

Die Kämpfe im Gebiet um Mortain dauerten noch den ganzen 8. August über an. Aber die Lage blieb weitgehend unverändert. Am 9. August befahl Hitler, den Angriff auf Avranches zu verstärken. Seine Frontbefehlshaber waren entsetzt. Der Chef des Generalstabs der 7. Armee, Generalmajor Rudolph-Christoph Gersdorff, bezeichnete den Befehl später als den «Gipfel einer Kriegführung, die – bar jeder Kenntnis von den Bedingungen an der Front – sich anmass, die Lage von Ostpreussen aus beurteilen zu können». Der Oberbefehlshaber der 7. Armee, General Hausser, sagte mit grosser Bitterkeit: «Das wird nicht nur für die 7. Armee, sondern für die ganze Wehrmacht im Westen der Todesstoss sein.»

Inzwischen hielt das «verlorene Bataillon» dem ungeheuren Druck immer noch stand. Die Deutschen hatten vergeblich versucht, die Amerikaner aus ihren Stellungen zu werfen, aber das Gelände war zu steil und das Abwehrfeuer zu stark. Zweimal sandten die Deutschen Parlamentäre mit weisser Fahne auf den Hügel und forderten die Kapitulation, aber beide Male weigerten sich die Amerikaner, sich zu ergeben.

Zwei leichte Flugzeuge versuchten, mit Fallschirmen Versorgungsmaterial abzuwerfen, aber die deutsche Flugabwehr vertrieb sie. Mehrere C-47-Transportflugzeuge warfen Nahrung und Munition ab. Artillerieeinheiten schossen in Raketen, die man auch für den Abwurf von Propagandamaterial über Feindesgebiet verwendete, Verbandsmaterial und Morphium zu den belagerten Truppen hinüber. Die Franzosen in dem einzigen Bauernhaus auf dem Hügel teilten das wenige, das sie hatten, mit den Belagerten – Hühner, Kartoffeln und Kohl.

Erst am 11. August, als die Bedrohung in ihrem Rücken von Stunde zu Stunde wuchs, brachen die Deutschen die Offensive bei Mortain ab und zogen sich aus dem Bereich der Anhöhe zurück. Die Amerikaner hatten 300 Mann verloren, aber 370 Überlebende waren befreit. Sie hatten die Deutschen fünf Tage lang aufgehalten. Ihre Beobachtungen der feindlichen Truppenbewegungen hatten es den alliierten Flugzeugen und Geschützen erst möglich gemacht, dem Feind schwere Verluste an Menschen und Material zuzufügen, darunter beinahe 100 Panzer.

Unterdessen hatte Bradley Haislip den Befehl erteilt, nach der Einnahme von Le Mans (*Karte, gegenüberliegende Seite*) nach Norden einzudrehen. Seine Panzer waren jetzt auf dem Weg nach Alençon. Am 12. August fuhren sie dröhnend an der Stadt vorbei und kamen am nächsten Tag bis in Sichtweite von Argentan. Der Kommandierende General des Korps glaubte, dass er nach Falaise vorstossen und sich mit den kanadischen Truppen zusammenschliessen könne, die von Norden auf Falaise vorrückten. Gemeinsam würden sie ein Entkommen der beiden deutschen Armeen in der Normandie verhindern.

Aber dann erteilte General Bradley einen der umstrittensten Befehle dieses Krieges und liess Haislip kurz vor Argentan haltmachen. Es gab später eine Vielzahl von Erklärungen dafür, warum die Lücke nicht geschlossen wurde. Bradley sagte, er habe einen Frontalzusammenstoss zwischen Amerikanern und Kanadiern und damit eine «verhängnisvolle Schlacht zwischen Freunden» vermeiden wollen. Er wies darauf hin, dass alliierte Flugzeuge Zeitbomben über dem fraglichen Gebiet abgeworfen hätten, die wie Landminen wirkten und auf dem Vormarschweg von Haislips Truppen explodieren würden. Abgehörter Funkverkehr liess darauf schliessen, dass die Deutschen Haislip im Rückenangreifenwürden. Bradleys Sorge war deshalb, das XV. Korps könne zu weit von der im Westen stehenden 1. Armee abgedrängt werden, wodurch eine Lücke entstünde, die den Deutschen ein Durchkommen ermöglichen würde. Ausserdem befürchtete er, Haislips Korps könne die Trennungslinie zwischen Montgomerys 21. Armeegruppe und Bradleys 12. Armeegruppe überschreiten. Nach Bradleys Ansicht musste man zunächst abwarten, dass Montgomery sie zum weiteren Vorrücken in das britisch-kanadische Operationsgebiet aufforderte. Doch eine solche Aufforderung kam nicht.

Ausserdem fürchtete Bradley, dass die deutschen Divisionen in panischer Angst aus dem von Argentan bis Falaise noch offenen Kessel fliehen und die erst schwache amerikanische Front überrennen könnten. Lieber «eine starke Schulter bei Argentan als ein gebrochenes Genick bei Falaise», meinte er.

Dass Montgomery Bradley nicht in seinen Operationsabschnitt rief, mag daran gelegen haben, dass die Kanadier eine zweite Offensive auf Falaise vorbereiteten. Sie begann am 14. August mit einem massiven Luftangriff bei Nacht. Die Kanadier rückten dann in drei Wellen vor – 160 Panzer in der ersten, 90 in der zweiten und motorisierte Infanterie in der dritten.

Neil Stewart, Ladekanonier in einem Sherman-Panzer, dessen Kommandant Forsyth hiess, schilderte später den Angriff in all seinen schrecklichen Einzelheiten: «Inmitten einer grossen Zahl von Panzern stürmten wir einen Abhang hinunter. Am Fusse des Abhangs verlief ein kleines Flüsschen, das man offensichtlich auf der Karte übersehen hatte. Auf der Suche nach einer Furt jagten Panzer wild umher. Wenig später konnten die Panzer und andere Fahrzeuge das Gewässer durchqueren, aber unsere Formation war inzwischen völlig aufgelöst...

«Unsere Kompanie war weit auseinandergezogen. Beim Übergang über das Flüsschen hatten wir die direkte Führung verloren, so dass die Panzer einfach der Sonne entgegenfuhren. Ich sah, wie Panzer getroffen wurden und brannten, und eine Menge zerstörter deutscher Panzerabwehrgeschütze. Doch wir konnten keinen einzigen deutschen Panzer entdecken. Sandy Forsyth dirigierte uns mit einigen anderen Panzern auf der linken Seite der Angriffslinie in ein grosses Weizenfeld. Wir schossen auf einige deutsche Infanteristen und die Bedienung einer 8,8, die fieberhaft versuchte, ihr Geschützrohr in unsere Richtung zu drehen. Links von uns hörten wir die Einschläge schwerer Granaten, als britische und kanadische Artillerie die deutschen Stellungen beschoss.

«Ungefähr eine Stunde nach Beginn des Angriffs verliess uns unser Glück. Ganz in der Nähe brannten zwei oder drei Panzer aus. Die überlebenden Besatzungen kletterten heraus und liessen sich ins Korn fallen, um sich vor dem Beschuss aus dem Gehölz zu unserer Linken in Sicherheit zu bringen. Plötzlich schoss ein Blutstrom durch die offene Luke des Turmes in den Panzer, und wir wussten, dass das Sandy Forsyths Ende war. Ein Geschoss hatte ihn direkt ins Gesicht getroffen. Enthauptet fiel sein grosser Körper mitten in die Geschosshülsen auf den Boden des Turms.»

Fast gleichzeitig ruckte der Panzer und kam zum Stehen. «Rauch quoll aus dem Motor, und eine Flamme züngelte die Getriebewelle unter uns entlang. Ein Geschoss hatte unseren Motorraum getroffen. Ich sehe immer noch unseren Kanonier¹ Bill Brown vor mir, wie er sich in den Turm zurückbeugte, um mir herauszuhelfen. Ich musste unter dem Hauptgeschütz hindurch über Sandys Leiche hinweg aus der Luke herausklettern.» Stewart und die anderen Männer der Panzerbesatzung lagen bis nach Einbruch der Dunkelheit im Weizenfeld und schlugen sich dann zu den eigenen Linien durch.

Der Angriff brachte die Kanadier bis auf fünf Kilometer an Falaise heran. Die Deutschen waren jetzt in einem Gebiet von etwa 60 Kilometer Länge und 21 Kilometer Breite in Form eines riesigen Hufeisens fast eingekesselt; nur im Osten gab es noch eine 40 Kilometer breite Öffnung. Die Kanadier hielten die nördliche Spitze der Umfassung besetzt. Westlich davon waren die Briten bis nach Fiers gelangt, und noch weiter westlich hatte die amerikanische 1. Armee in einem weiten Bogen Stellung bezogen. Haislips XV Korps hielt die Südspitze. Die Lücke zwischen den Kanadiern bei Falaise und den Amerikanern südlich von Argentan begann sich zu schliessen. Fast das ganze umstellte Gebiet lag innerhalb der Reichweite alliierter Artillerie; den alliierten Luftangriffen war es sowieso schutzlos ausgesetzt.

Die Deutschen konnten sich kaum rühren, ohne dass auf sie geschossen wurde. Eisenhower bezeichnete später den Kessel als «eines der verlustreichsten Schlachtfelder, die es je in einem Operationsgebiet gegeben hat». Im offiziellen Bericht der US Armee heisst es später: «Das Blutbad während der letzten Tage, als die Artillerie beider alliierter Armeen und die massierten Luftstreitkräfte den immer enger werdenden Kessel unter Beschuss nahmen war vielleicht das schrecklichste des ganzen Krieges. Strassen und Felder waren übersät mit Tausenden von gefallenen oder verwundenen Feinden, liegengeliebenen und ausgebrannten Fahrzeugen zerstörten Artilleriegeschützen, umgekippten und verkohlten Wagen voller Kriegsbeute, von der Sommerhitze aufgedunsener Pferde- und Rinderkadavern.»

Am 15. August kam Kluge in den Kessel, um sich selbst ein Bild von der Lage zu machen und sich über das weitere deutsche Vorgehen klarzuwerden. Nachdem Kluge die 5. Panzerarmee vor SS-General Sepp Dietrich inspiziert hatte, waren er und seine Begleitung plötzlich verschwunden. Eine hektische Suche begann.

Als Hitler von Kluges Verschwinden erfuhr, äusserte er den Verdacht, der Feldmarschall versuche, mit den Alliierten Kontakt aufzunehmen, um die Kapitulation der deutschen Truppen im Westen einzuleiten. Am selben Abend kehrte Kluge aber noch zu Dietrichs Hauptquartier zurück und erklärte, ein alliierter Flugzeug habe sein Fahrzeug im Tiefflug angegriffen und unglücklicherweise das Funkgerät zerstört. Wegen der Luftangriffe hätten er und seine Begleitung Schutz suchen und den ganzen Tag über im Graben in Deckung bleiben müssen.

Hitler verlangte nun von Kluge, mit einem Angriff die Bresche zwischen den Kanadiern und Amerikanern zu erweitern. Am 16. August riet Kluge Hitler aber eindringlich zum Rückzug aus dem Kessel. «Wie viele Befehle man auch geben mag, die Truppen sind nicht in der La-

Pferdekadaver und zerstörte Wagen einer deutschen Transportkolonne liegen in einem typischen Heckenhohlweg im Kessel von Argentan und Falaise, wo die Alliierten im August 1944 etwa 60'000 Deutsche eingeschlossen hatten. Die furchtbare Verwüstung beschrieb ein alliierter Offizier mit den Worten «Es war, als sei ein Racheengel über dieses Gebiet geflogen, der alles Deutsch habe zerstören wollen.» Über 220 Panzer, 860 Geschütze, 130 Flugabwehrkanonen und 7'130 Fahrzeuge wurden zerstört oder beschädigt und beinahe 2'000 Pferde und 10'000 Deutsche getötet. Die ungeheure Belastung der Soldaten spiegelt sich im Gesicht des Fallschirmjägers rechts im Bild wieder.

ge, nicht stark genug, den Feind zu besiegen. Es wäre ein folgenschwerer Irrtum, sich einer Hoffnung hinzugeben, die nicht erfüllt werden kann.»

An diesem Nachmittag befahl Kluge den nächtlichen Rückzug aus dem Kessel nach Osten, obwohl Hitlers Genehmigung noch nicht vorlag. Man würde mehrere Nächte brauchen, um alle Truppen herauszubekommen. Allerdings musste dann die Schliessung des Kessels verhindert und noch eine Lücke offengehalten werden. Die Flanken der Lücke in der Umschliessung waren jedoch gefährdet. Sollte die Flucht gelingen, musste Kluge die Amerikaner bei Argentan und die Kanadier bei Falaise am weiteren Vorrücken hindern. Die Kanadier marschierten in Falaise am 16. August ein; die Lücke war jetzt nur noch 32 Kilometer breit. Montgomery schlug Bradley vor, Amerikaner und Kanadier sollten den Kessel bei den Ortschaften Trun und Chambois nordöstlich von Argentan schliessen. Falls dies gelang, sässen vier Panzerkorps, ein Fallschirmjägerkorps und zwei reguläre Korps in der Falle – insgesamt mindestens 100'000 Mann.

Bradley bezweifelte, dass die Amerikaner bis Chambois vorstossen könnten. Er hatte schon zwei der vier Divisionen Haislips nach Osten in Richtung Seine geschickt, um den Rückzug der Deutschen weiter östlich abzuschneiden. Die beiden Divisionen hatten Argentan gerade verlassen, als die Deutschen mit schweren Angriffen versuchten, den Fluchtweg offenzuhalten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. August begannen die Deutschen mit dem Rückzug aus dem Kessel. Obwohl sie in höchster Gefahr waren, gab es keine Panik. Im Gegenteil, der Rückmarsch verlief diszipliniert und genau nach dem von Kluge aufgestellten exakten Zeitplan.

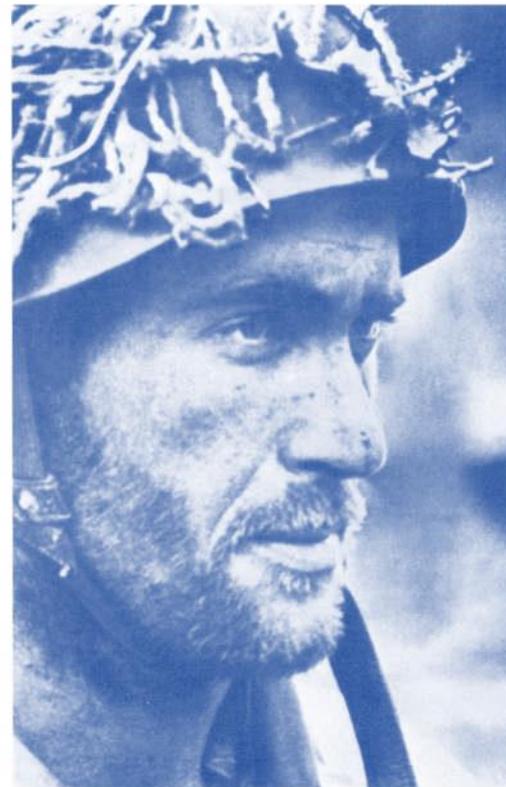
Am 17. August hatten sich die Kanadier bis auf drei Kilometer an Trun herangearbeitet. Die Deutschen im nördlichen Abschnitt kämpf-

ten hart, aber der Fluchtweg wurde immer enger. Im Südabschnitt versuchten sie, die Amerikaner von der Höhe bei Bourg-Saint-Léonard zu vertreiben. Das Kriegsglück war unbeständig; die Deutschen hatten die Höhe zunächst eingenommen, mussten sie aber später wieder abgeben.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Hitler schon entschlossen, Kluge seines Kommandos zu entheben. Am 20. Juli war ein Attentat auf Hitler verübt worden. Der Führer war nur knapp dem Bombenanschlag in seinem Hauptquartier in Ostpreussen entkommen. Eine Reihe von Offizieren war an dem Attentat beteiligt, und es gab Vermutungen, dass auch Kluge dazu gehörte. Ausserdem glaubte Hitler immer noch, Kluge habe bei seinem Verschwinden im Kessel mit den Alliierten Kapitulationsverhandlungen geführt. Im Grunde machte Hitler Kluge für die sich jetzt abzeichnende Katastrophe in Frankreich verantwortlich.

In weniger als zwei Wochen war die Front im Westen zusammengebrochen. Wo früher sorgfältig abgegrenzte Kampfabschnitte und Truppenverteilungen bestanden, herrschte jetzt Chaos. Zwei deutsche Armeen standen vor der Auflösung.

Am Nachmittag des 17. August traf Generalfeldmarschall Walter Model von der Ostfront ein, um Kluge abzulösen. Model spielte für Hitler häufig die Feuerwehr, weil er Krisen zu meistern verstand. Was ihn aber in der Normandie erwartete, war wahrscheinlich kaum noch zu retten. Bevor er offiziell das Kommando übernahm, machte er sich mit der Lage vertraut und beobachtete, wie sich die deutschen Truppen ostwärts absetzten. Trotz verstopfter Strassen und trotz des Artilleriefeuers der Alliierten verlief der Rückzug immer noch geordnet. Da aber das Benzin knapp wurde, musste man Panzer und Geschütze auf Selbstfahrlafetten teilweise zerstören oder zurücklassen. Manche Divisionen hatten inzwischen nur noch die Stärke eines Bataillons.



Am Nachmittag des 18. August machte Model Hitler Meldung, die Truppen im Kessel seien so erschöpft, dass man von ihnen keinen Kampfeinsatz mehr erwarten könne. Allenfalls würden sie es noch schaffen, aus dem Kessel herauszukommen. Zu diesem Zweck bildete Model vier Kampfgruppen aus den Überresten von insgesamt 10 Divisionen.

Noch am selben Tag nahmen die Kanadier Trun ein, und die Amerikaner standen kurz vor Chambois. Der Kesselausgang war jetzt auf weniger als 16 Kilometer eingeeengt, und die Deutschen kämpften verbissen, um ihn offenzuhalten.

Model übernahm den Oberbefehl über die Heeresgruppe B offiziell am 18. August um Mitternacht, und Kluge fuhr mit dem Wagen nach Deutschland zurück. Vor seiner Abreise schrieb er einen Brief an Hitler. Auf der Strasse nach Metz nahm er sich mit Zyankali das Leben. Hitler sollte später behaupten, Kluges Abschiedsbrief habe ein Schuldeingeständnis der Niederlage an der Westfront enthalten, in Wirklichkeit aber war es ein Appell an den Führer, den Krieg zu beenden.

«Wenn Sie diese Zeilen erhalten⁷, schrieb er in seinem Abschiedsbrief, «bin ich nicht mehr. Ich kann diesen Vorwurf, das Schicksal des Westens durch falsche Massnahmen besiegelt zu haben, nicht tragen... Man hat mich des Kommandos enthoben. Der ersichtliche Grund ist der Misserfolg der zum Stoss auf Avranches angesetzten Panzerverbände und die dadurch entstandene Unmöglichkeit, die Lücke zum Meer zu schliessen . . . Wir beide, Rommel und ich, und wohl alle Führer hier im Westen, die den Kampf mit den das Material beherrschenden Engländern und Amerikanern kannten, sahen die jetzt eingetretene Entwicklung voraus . . . Unsere Auffassungen waren nicht vom Pessimismus diktiert, sondern von der nüchternen Einschätzung der Dinge . . .

«Sollten Ihre neuen heissersehnten Kampfmittel . . . nicht den erhofften Erfolg bringen, dann, mein Führer, entschliessen Sie sich, den Krieg zu beenden. Das deutsche Volk hat solch unsagbare Leiden erduldet, dass es Zeit ist, diesem Schrecken ein Ende zu setzen ... Ich habe stets Ihre Grösse, Ihre Haltung in diesem gigantischen Kampf und Ihren eisernen Willen . . . bewundert. Wenn das Schicksal stärker ist als Ihr Wille und Ihr Genie, so ist das Fügung. Sie haben einen ehrlichen, ganz grossen Kampf gekämpft. Die Geschichte wird Ihnen das bescheinigen. Zeigen Sie nun auch die Grösse, die notwendig sein wird, wenn es gilt, einen aussichtslos gewordenen Kampf zu beenden.»

In jener Nacht war der Kessel nur noch 9,5 mal 11 Kilometer gross. Unter schwerem Artilleriebeschuss zogen die Reste der deutschen Di-

visionen, eilig zusammengestellte Kampfgruppen, versprengte Soldaten und Versorgungseinheiten erschöpft durch die Strassen und Felder, die mit Fahrzeugwracks, gefallenen Soldaten und Pferdekadavern übersät waren. Als sich der Morgennebel am 19. August hob, war die Lücke fast geschlossen. Die Deutschen, die noch durchkamen, wurden gnadenlos von den alliierten Flugzeugen angegriffen.

Östlich von Trun und Chambois hielten 1'500 polnische Soldaten mit Unterstützung von 80 Panzern den Höhenzug Ormel besetzt. Von hier aus beschoss die polnische Artillerie eine eng aufgeschlossene deutsche Fahrzeugkolonne auf der Strasse Chambois-Vimoutiers. Dichter Rauch von ausbrennenden Fahrzeugen schwärzte den Himmel. Die Luft war erfüllt vom Gestank von verwesendem und verbranntem Fleisch. Überall lagen gefallene deutsche Soldaten und zerstörte Ausrüstung.

In der Nacht vom 19. auf den 20. August verliess die deutsche 3. Fallschirmjägerdivision als einer der letzten Verbände den Kessel. Der Exodus wurde von Generalleutnant Eugen Meindl angeführt, dem Kommandierenden General des 2. Fallschirmjägerkorps. Meindl arbeitete einen Plan aus und informierte seine Kommandeure und Unterführer. Die Männer schliefen einige Stunden und assen, was sie noch an Nahrungsmitteln hatten. Ihre Erschöpfung und Mutlosigkeit schienen wie weggeblasen. Sie glaubten fest daran, herauszukommen. Sie wurden von Gerüchten beflügelt, wonach Meindl zwei Divisionen über die Seine gebracht habe und plane, den Kesselausgang am nächsten Morgen anzugreifen.

Um 10.30 Uhr begannen die Fallschirmjäger, in zwei Marschgruppen durchzubrechen. 45 Minuten später wurden sie von einem Panzer in der Nähe der Strasse Trun-Argentan beschossen. Kurz darauf trafen sie auf einen Stützpunkt der Alliierten und wurden zersprengt. Etwa um Mitternacht erreichte Meindl die Dives mit einer kleinen Führungsgruppe und ungefähr 20 Fallschirmjägern. Er suchte nach einer Stelle zum Übergang und fand schliesslich eine nur 1,50 Meter tiefe Furt. Aber das Flussufer auf der anderen Seite war mit dichtem Unterholz bewachsen, und oberhalb konnte Meindl die Umrisse von feindlichen Panzern ausmachen.

Im Schutze des Mündungsknalls von leichteren Waffen und Artillerie überquerten Meindl und seine Kampfgruppe den Fluss und umgingen den von Panzern besetzten Hügel. Unmittelbar danach liefen sie aber in das Maschinengewehrfeuer eines etwa 30 Meter entfernt stehenden, gut getarnten Panzers. Die Fallschirmjäger krochen an den Panzern vorbei. Doch plötzlich erhellten Leuchtkugeln das Gebiet, die sie zwangen, für einige Zeit bewegungslos zu verharren.

Die kleine Gruppe von nur noch 15 Mann musste schliesslich in einer Ackerfurche entlangrutschen, konnte so dem Schussfeld entkommen und sich dann nach Osten durchschlagen.

Am Morgen des 20. August war die ganze Ebene voll der deutschen Kolonnen und kleinerer Gruppen, die auf den Strassen und querfeld-ein zogen. Die Polen auf dem Mont Ormel hatten jetzt reichlich Gelegenheit, auf diese gut erkennbaren Ziele zu schiessen. Plötzlich erschienen jedoch vom Osten her die Reste zweier deutscher Divisionen, die die Polen banden und von der weiteren Bekämpfung deutscher Truppenbewegungen abhielten.

Am Spätnachmittag stellte Meindl eine Fahrzeugkolonne zusammen und belud die an den Seiten mit Rote-Kreuz-Symbolen markierten Wagen mit Verwundeten. Er liess allen Fahrzeugverkehr für eine Viertelstunde stoppen und gab Befehl, in geschlossener Formation aus dem Kessel zu fahren. Die alliierten Truppen in diesem Gebiet stellten das Feuer ein. «Nicht ein Schuss wurde auf die Kolonne abgefeuert», sagte Meindl später, «und ich bekenne offen meine Dankbarkeit diesem ritterlichen Feind gegenüber.» Eine halbe Stunde nachdem die Fahrzeuge verschwunden waren, setzte das Artilleriefeuer der Alliierten wieder ein.

In den frühen Morgenstunden des 21. August, als die alliierten Flugzeuge wegen Regens nicht starten konnten, liess Meindl seine Truppen auf einer Strasse in der Nähe von Coudehard sammeln und in Richtung Osten abmarschieren. Innerhalb von zwei Stunden befanden sie sich hinter den Linien der 2. SS-Panzerdivision in der Kirche von Champosoult.

Die noch im Kessel verbliebenen Deutschen gerieten in einen «Wirbelsturm» von alliierter Feuer, wie es General von Lüttwitz später ausdrückte. In dem Geschosshagel flogen Geschütze, Lastwagen, Panzer, Fahrzeuge und Waffen durch die Luft und gingen in Feuer und Rauch auf. Die Flammen züngelten aus brennenden Benzintanks gen Himmel. Munition explodierte. Pferde galoppierten in panischer Angst umher. Der Stau auf der Brücke über die Dives wurde zu einem Alptraum, den Lüttwitz später so beschrieb: Tote, Soldaten und Pferdekadaver, Fahrzeuge und anderes Gerät «wurden von der Brücke in den Fluss geworfen und türmten sich dort zu einem grausigen Gebilde auf».

Duncan Kyle, ein kanadischer Soldat, der bei Argentan-Falaise eingesetzt war, erinnerte sich später: «Wie schwarzerkohlte Baumstämme lagen die Deutschen neben ihren ausgebrannten Fahrzeugen. Man merkte gar nicht, dass diese ekelhafte Masse Überreste von Menschen waren, bis man dagegenstiess. Damals habe ich mir gewünscht, die Deutschen hätten nicht so viele Pferde eingesetzt. Der

schreckliche Anblick all der toten Tiere, auf dem Rücken liegend, die Beine wie erhobene Zeigefinger warnend gen Himmel gestreckt, die Bäuche gebläht, einige aufgeschlitzt... das hat mir wirklich zu schaffen gemacht.»

Dies war die schlimmste Niederlage der Deutschen, seit sich bei Beendigung des Tunesien-Feldzuges im Mai 1943 eine ganze Armee von 275'000 Soldaten der Achsenmächte den alliierten Streitkräften ergeben hatte. Im Kessel von Argentan-Falaise wurden schätzungsweise 10'000 Soldaten getötet und 50'000 gefangengenommen sowie etwa 220 Panzer zerstört.

Niemand konnte genau sagen, wie viele Soldaten herausgekommen waren. Model berichtete, es seien 40 bis 50 Prozent gewesen, aber das war sicher zu hoch geschätzt. Von den sechs oder sieben Panzerdivisionen, die den Durchbruch aus dem Kessel geschafft hatten, waren nicht mehr als 2'000 Mann, 62 Panzer und 26 Geschütze übriggeblieben. Bestenfalls können es 40'000 Soldaten gewesen sein, die entkommen konnten. Ausserordentlich wichtig war für die Deutschen, dass sich unter ihnen der Oberbefehlshaber einer Armee, vier Kommandierende Generale (darunter Meindl) und 12 Divisionskommandeure befanden. Diese so dringend benötigten Truppenführer und ihre Stäbe sollten später wieder im Kampf eingesetzt werden.

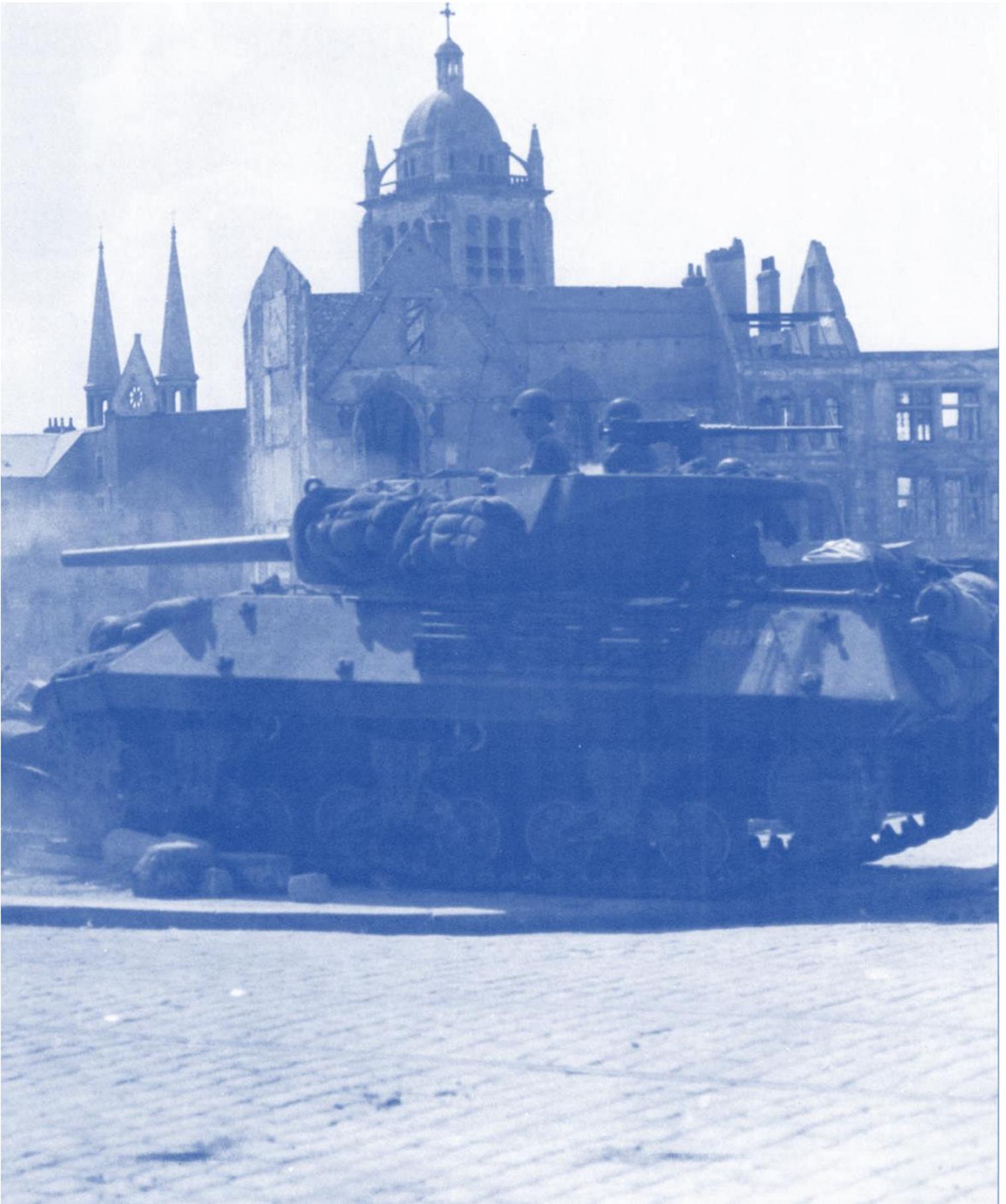
Aber selbst für die dem Kessel entkommenen Soldaten war die Prüfung noch nicht vorüber. Zwei Divisionen des XV. Korps, die Argentan am 15. August auf Bradleys Befehl verlassen hatten, um zur Seine vorzustossen, drohten sie einzuschliessen. Am 19. August hatten die Divisionen den Fluss in der Nähe von Mantes-Gassicourt, kaum 50 Kilometer flussabwärts von Paris, erreicht. Die 5. Panzerdivision folgte dem linken Ufer weiter flussabwärts und trieb die Deutschen auf die Flussmündung zu, wo die Strömung stark und der Fluss breit und schwer zu überqueren war.

Bei wolkenbruchartigen Regenfällen marschierten in der Nacht des 19. August Soldaten der 79. US-Division im Gänsemarsch über einen schmalen Seinedamm. Um nicht in den Fluss abzurutschen, musste sich jeder an der Schulter seines Vordermannes festhalten. Bei Tagesanbruch setzte eine weitere Gruppe über. Eine Seilbrücke wurde gebaut. Bis zum Abend des 20. August hatte ein grosser Teil der amerikanischen Truppen die Seine überquert und war zum Vorstoss in Richtung Deutschland bereit.

Indem die britischen, kanadischen und amerikanischen Verbände im Triumph ostwärts zogen, hatten sie den Nordwesten Frankreichs bereits grösstenteils befreit. Die deutschen Truppen in der Normandie waren vernichtet.



EIN AMERIKANISCHER BLITZKRIEG



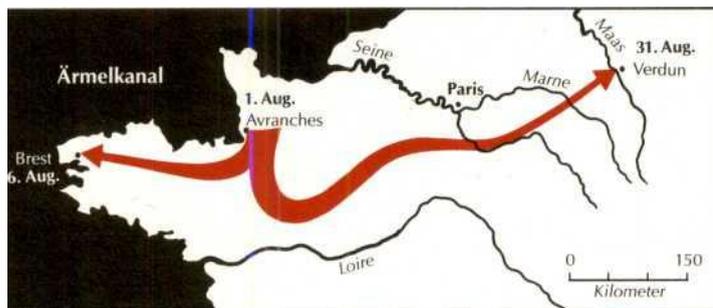
Bei einem Halt in Orléans beobachten amerikanische Offiziere mit Feldstechern, wie ein M-10-Panzerjäger über die Loire hinweg auf einen deutschen Panzer feuert.

GENERAL PATTONS SPEKTAKULÄRER VORMARSCH

Als Generalleutnant George S. Patton jr. mit seiner neu aufgestellter 3. Armee am 1. August 1944 von der Normandie südwärts durch die Bresche bei Avranches jagte, eröffnete er damit einen amerikanischen Blitzkrieg, der als einer der spektakulärsten Feldzüge dieses Krieges in die Geschichte eingehen sollte.



Ein Militärpolizist winkt einen Konvoi mit Nachschub in eine Landstrasse ein. Ende August hatte die 3. Armee im Westen Brest und Verdun im Osten erreicht.



Während das VIII. Korps innerhalb von sechs Tagen 320 Kilometer westwärts zum wichtigen Hafen von Brest vorstieß, rückten Panzer des XV. Korps nach Südosten vor und wandten sich dann nach Norden, um 60'000 Deutschen den Fluchtweg aus dem Kessel von Argentan-Falaise abzuschneiden. Unterdessen stiessen das XX. und XII. Korps entlang der Loire weiter nach Süden vor. «Die ganze Front ist aufgerissen», funkte Generalfeldmarschal Günther von Kluge an Hitler, als sich seine geschlagene 7. Armee über die Seine zurückzog.

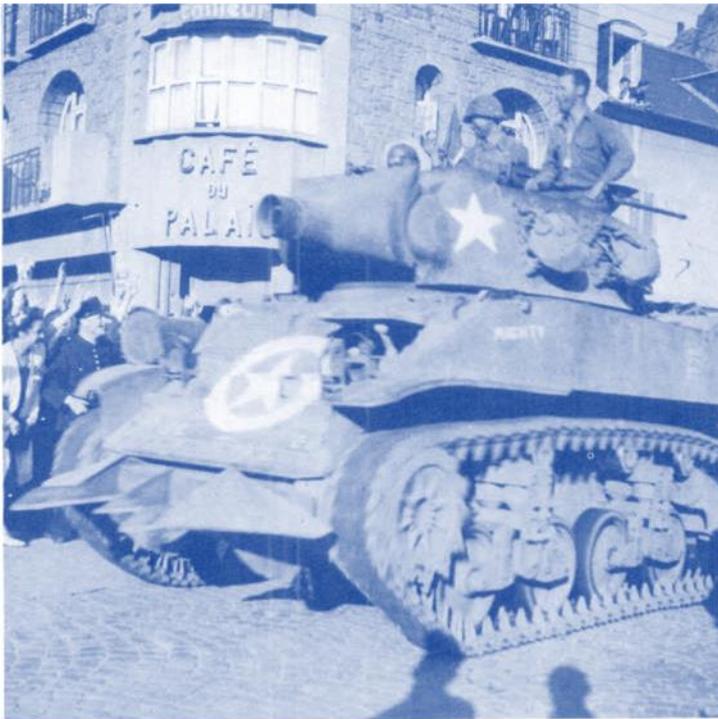
Patton besass «ausserordentlichen und rücksichtslosen Kampfwillen», wie General Dwight D. Eisenhower sich ausdrückte. Der General glaubte daran, vom Schicksal zum grossen Feldherrn ausersehen zu sein. Meistens trug er einen lackierten Paradehelm und Pistolen mit Elfenbeingriff. Vor dem Spiegel übte er einen grimmigen Gesichtsausdruck. In seinen Feldzügen eiferte er Napoleons militärischen Erfolgen nach und beschäftigte sich eingehend mit den kriegerischen Taten von Alexander dem Grossen, Julius Caesar und William Tecumseh Sherman. Er lebte nach drei Maximen: «Eine Unze Schweiß ist eine Gallone Blut wert», «Angreifen, angreifen, angreifen» und Stonewall Jacksons «Lass dich niemals von deinen Ängsten leiten».

Diese Grundsätze zahlten sich aus. Patton liess seine Panzervorhut bis zu 110 Kilometern am Tag vorrücken, umging Widerstandsnester und befahl seinen Männern, «solange vorzustossen, wie das Benzin reicht, und dann zu Fuss weiterzumarschieren.» Ende August hatte die 3. Armee 640 Kilometer nach Osten zurückgelegt und Verdun und die Maas erreicht, wodurch ein Gebiet von 130'000 Quadratkilometern befreit wurde.

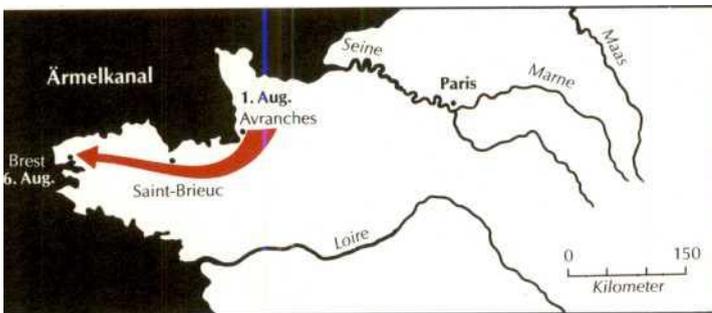
Patton hatte den Rhein in der ersten Septemberwoche erreichen wollen, bevor die feindlichen Truppen Zeit zur Neugruppierung hatten. Von dort würde er den Blitzkrieg direkt bis nach Berlin tragen. Doch er musste diese Vorstellung als einen Traum aufgeben, denn es geschah etwas, worauf er keinen Einfluss hatte: Ihm ging tatsächlich das Benzin aus.



Mit seinen ranghöchsten Offizieren und seinem Bullterrier Willie wartet General Patton, der Oberbefehlshaber der 3. Armee, auf das Eintreffen Dwight Eisenhowers.



Die Bevölkerung von Saint-Brieuc in der Bretagne heisst die Mannschaft eines Panzers willkommen, der noch mit den Hecken-Stahlmessern ausgerüstet ist.



Laut Pattons Befehl zur Eroberung des 320 Kilometer entfernten Brest rückte das VIII. Korps in weniger als einer Woche von Avranches durch die Bretagne vor.





Bei den Strassenkämpfen am 8. August in Saint-Malo zielt ein US-Infanterist auf einen Scharfschützen. Den Panzern nachfolgend, räumte die Infanterie Städte und Dörfer.



Am 10. August rückt die amerikanische 3. Armee nach einem erfolgreichen Angriff, bei dem sie 2'000 Gefangene machte, in Angers ein. Von dort stieß sie nach Osten...



...entlang der Loire vor, so dass sich ihre Flanke bald über 780 Kilometer erstreckte.



Eine Mauer bietet den Truppen der 79. Division Schutz, als sie Scharfschützen aufstöbern. Die Deutschen bauten Strassensperren und zerstörten Brücken.



Patton befahl drei in der Bretagne nicht gebundenen Korps den Vormarsch nach Osten. Nach acht Tagen hatte die 3. Armee die Stadt Le Mans eingenommen.



Vorbei an einer liegengebliebenen deutschen Pak passiert ein Panzer der 3. Armee diese rauchverhangene Landstrasse nach Dreux westlich von Paris.



Mitte August standen Pattons Truppen auf einer in Nord-Süd-Richtung durch Chartres verlaufenden Front, die nur 32 Kilometer von der Seine entfernt war.



Am 16. August feiern die Bürger von Chartres die Befreiung, als der Kommandeur...



... der 7. Panzerdivision des XX. Korps von seinem Panzerfahrzeug aus der Menge zuwinkt. Einige Teile der Stadt blieben noch zwei weitere Tage besetzt.